

Eine fantastische Geschichte

Die meisten Menschen sehen mit den Augen besser als mit ihrem Herzen. Aber es gibt immer wieder Ausnahmen. Eine von ihnen ist der zerstreute Professor und Forscher Dr. Zweistein. Er kann mit seinem Herzen sehen und mit kleinen Antennen am Kopf fühlen und Schwingungen aufnehmen, die weit aus der Vergangenheit zu ihm kommen.

Manche kommen jedoch auch aus der Zukunft durch die Antennenfühler in sein Bewusstsein. Dann macht es leise „SSSS“ in seinem Kopf, und er weiß: Eine neue Idee ist angekommen – entweder als Erinnerung aus der Vergangenheit oder als Vision aus der Zukunft.

So wie damals im Spätherbst des Jahres 2017, als ihm die Zukunft die Idee schickte, ein neues, riesenlanges Fernrohr zu erfinden, das mit Traumenergie fokussiert wird. Klar, dass man mit einem Traumenergiefernrohr Dinge entdecken kann, die niemand sonst bisher erahnt, geschweige denn erforscht hat. Denn Traumenergie ist in der Wissenschaft bisher unbekannt. Und kaum jemand hat bisher davon gehört. Kein Wunder also, dass den Menschen bisher eine ganze Menge ganz besonders wichtiger und wunderbarer Dinge verborgen blieben.

Aber heute nun ist es endlich, endlich soweit: Professor Zweistein hat sein Fernrohr fertiggestellt – ein wunderschönes, metallenes glänzendes Gerät, dessen Rohr er mit einer kleinen Vorrichtung aus- und wieder einfahren kann. Professor Zweistein ist ganz aufgeregt, als er das Rohr vors Auge hält und plötzlich Dinge sieht, von denen er höchstens schon einmal geträumt hatte: Er kann einen Schmetterling beobachten, der drei Kilometer entfernt auf einem Birnbaum sitzt und niest. Er kann das Herz einer dreieinhalb Kilometer weit entfernten Rose schlagen sehen, und er sieht, dass Wolke 7, die meistens in der Nähe der Sonne herumlungert, entgegen aller Behauptungen von Leuten, die es besser wissen müssten, doch aus Watte besteht.

Unglaublich! Professor Zweistein lässt das Fernrohr sinken und hält vor Staunen die Luft an. Fast hätte er das Atmen vergessen. Im allerletzten Moment japst er nach Luft und lässt sein Fernrohr schließlich wieder in den Himmel schauen. Und was er da sieht, verschlägt ihm endgültig den Atem. Was er da sieht, ist so wunderbar, dass er vor lauter Begeisterung Schluckauf bekommt: Ein dunkelpurpurner Planet hat sich vor die Linse seines Traumenergiefernrohrs verirrt. Er ist nicht allzu groß und wird von Sternenstaub umflirt, der in der Sonne golden glänzt, sodass es aussieht, als würde der Planet von

kleinen schimmernden Goldplättchen umtanzt. „Kotalaumona“, flüstert Professor Zweistein ganz andächtig, „dieser wunderbare Planet muss Kotalaumona sein.“

In seinen Träumen ist Kotalaumona ihm schon oft erschienen. Und weil Professor Zweistein sich nicht sicher ist, ob Kotalaumona nun zu seiner Traumwelt gehört oder nicht, wagt er es nicht, in sein kleines Raumschiff zu steigen und den Planeten selbst zu besuchen. Andererseits möchte er natürlich gern wissen, wie sich das Leben auf dem soeben von ihm entdeckten Planeten anfühlt. Professor Zweistein ist nämlich nicht nur neugierig, sondern auch Professor der Wissenschaften, und Wissenschaftler wollen immer alles ganz genau wissen.

Da schickt die Zukunft ihm eine Idee. Dass er nicht sofort darauf gekommen ist! Natürlich könnte er einfach zu seinem Fernrohr greifen, ein bisschen Traumenergie zum Fokussieren einsetzen und nachschauen. Aber dann hätte er seinen Planeten eben nicht mit dem Herzen erfasst und mit Haut und Haaren gespürt. Seine Augen können eben nur sehen, aber nicht fühlen, und würde er nur durchs Fernrohr schauen, wüsste er nicht, wie es auf Kotalaumona riecht, wie sich das Leben dort anfühlt, welche Klänge es gibt, welche Geheimnisse man spürt, wie der Wind dort weht und wie die Sonne auf der Haut liegt, wie weich das Wasser in den Flüssen fließt und ob die Vögel dort sprechen können.

Und deshalb setzt er sich hin und schreibt eine Einladung für die Erforschung von Kotalaumona an die Bewohnerinnen und Bewohner der umliegenden Planeten, die zuerst mal an die Kosmo-Translationsstelle zur Übersetzung in sämtliche bekannte Sprachen geht:

„Liebe Planetenbewohnerinnen, liebe Planetenbewohner,

hätte jemand Lust, diesen Planeten zu erforschen, den ich neu entdeckt habe? Wenn ja, seid bitte morgen pünktlich um 15.00 Uhr beim erleuchteten Landeplatz. Schaut einfach auf die Karte, der Rest erledigt sich fast von selbst, wenn es euer größtes Anliegen ist, dieses Abenteuer zu goutieren.“

Professor Dr. Zweistein drückt sich manchmal ein bisschen kompliziert aus, das ist wahr. Die Übersetzung seines letzten Satzes ist: Wenn Ihr wirklich kommen wollt, werdet Ihr den Weg schon finden – oder besser: Der Weg wird sich euch vor die Füße legen, und Ihr werdet wissen, wie Ihr an euer Ziel gelangt.

Für alle Fälle malt er ganz spezielle Einladungskarten: manche mit Entfernungsangabe (für die Planetenbewohner, die nur kleine Tanks in ihren Raumschiffen haben, damit sie daran denken, ein oder zwei Reservekanister mitzunehmen). Einige Karten mit einer genauen Beschreibung und Teilzielen, nach denen sich die eingeladenen Gäste richten können. Und bunte Karten ohne Entfernungsangaben für alle Planetenbewohner, die sich lieber an Farben orientieren als an Zahlen und Wegbeschreibungen.

Natürlich schickt Professor Zweistein die Karten sofort los, denn er ist ziemlich neugierig darauf, welche Wesen abenteuerlustig genug sind, den Weg nach Kotalaumona zu finden und die anstrengende Reise mit all ihren Unwägbarkeiten auf sich zu nehmen.

In der Tat darf er gespannt sein. Doch vorerst muss er sich noch ein wenig gedulden, denn auch in Geschichten braucht alles seine Zeit. Schließlich müssen die Einladungen erst einmal ankommen und gelesen werden. Doch irgendwann ist jede Warterei vorbei. Der Erste, der den Brief liest oder besser: vorgelesen bekommt und sofort vom Reisefieber gepackt wird, ist Futsch.

Futsch

Futsch ist sehr erstaunt, als sein zwergiger Ziehvater ihm mit einem rechteckigen kleinen Stück angeschmuddeltem Weiß entgegenkommt.

„Schau mal, Futsch“, sagt der Zwerg, „wir haben einen Brief bekommen. Mit einer Einladung zur Erforschung eines neu entdeckten Planeten. Aber du musst allein reisen. Ich bin nicht dafür geschaffen, weite Reisen zu unternehmen.“

„Reisen?“, fragt Futsch ratlos, „ja, aber warum und wohin und wozu überhaupt?“ „Lies doch einfach“, erwidert der Zwerg. Aber das ist genau das, was Futsch nicht kann. Was ganz schön dumm ist, denn das Lesen erschließt bekanntlich neue Welten. Doch diese Erkenntnis kommt ein bisschen spät für Futsch – und sein zwergiger Ziehvater, der ihm den Brief hätte vorlesen können, ist auch verschwunden. Auf und davon. Also muss Futsch einen Kopfstand machen, weil sein kleiner Gehilfe mal wieder seelenruhig und tief und fest schläft. Und deshalb fällt nur der Zauberstab aus dem Propeller. Als Futsch den Stab an den Brief hält, erstrahlt der in einem wunderbar hellen Licht.

„Kein Problem“, flüstert der Stab leise, um Flotsch nicht zu wecken, „du bist zur Erforschung eines neu entdeckten Planeten eingeladen. Morgen um Punkt drei Uhr wirst du am erleuchteten Landeplatz erwartet. Ich kenne den Weg und führe dich hin.“

Ach du grüne Neune! Da muss Futsch aber ganz schnell los und seinen Koffer packen

...

Fokus

Fokus sitzt mal wieder beleidigt hinter einem Strauch, bis er mitbekommt, dass das ganze Dorf ihn sucht.

„Ach, hier bist du“, sagen die anderen Fokuse, als sie ihn endlich gefunden haben, „wir haben dich schon überall gesucht.“

Wie schön! – Fokus strahlt vor Freude, denn schließlich hat er sich ja in der Hoffnung versteckt, dass die anderen ihn suchen. Und gleichzeitig wundert er sich ein wenig, weil sie das sonst nie tun. Fast hätte er vergessen, beleidigt zu sein. Aber nur fast, denn gleich darauf ist er so beleidigt wie noch nie in seinem Leben.

„Gut, dass wir dich gefunden haben“, sagen die anderen Fokuse, „denn wir werden dich jetzt nach Kotalaumona schicken. Du darfst einen neu entdeckten Planeten erforschen. Ist das nicht toll? Wir finden, das ist ein großes Geschenk, denn dann sind wir dich endlich mal für eine Weile los.“

Fokus fühlt sich ganz schön abgeschoben. Er ist sauer. Und in dieser Stimmung steigt er in sein Raumschiff, das noch einmal randvoll betankt wird, damit Fokus auch ja nicht noch einmal wegen Treibstoffmangels umkehren muss. Alle Fokuse klatschen begeistert, als das Raumschiff mit Fokus an Bord schließlich kreiselnd abhebt, noch ein paar große Pirouetten am Himmel dreht und dann schnurstracks seinen Kurs Richtung Kotalaumona nimmt.

Ganga

Ganga ist hocheifrig, als er den Brief bekommt, das heißt, er bekommt nicht den Brief, sondern eine von der Kosmo-Translationsstelle speziell für ihn höchst kompliziert verschlüsselte Nachricht in seinen Arbeitsspeicher geliefert – ausgerechnet, als er sich voll konzentriert in einem Wasserstrudel herumwirbeln ließ, um herauszufinden, ob der

Druck, den er auf seinem Körper spürt, mit der von ihm angenommenen Sogwirkung übereinstimmt. Das heißt im Klartext: Er weiß, dass er sich 32 m und 51,02 cm über dem Meeresboden befindet, und die Schaltzentralen in seinem Hirn melden, dass er sich immer schneller dreht – soeben waren es 831 Umdrehungen pro Minute –, womit Ganga immerhin eine Basis für seine weiteren Berechnungen hat, die eine Hypothese darüber erlauben, wie lange es bei dem von ihm empfundenen Druck und den von ihm gezählten Umdrehungen pro Minute wohl dauern wird, bis er auf dem Grund, der sich genau auf 49 m und 31,4 cm befindet, ankommt. Er ist voll in seinem Element, doch für codierte Nachrichten aus dem Universum lässt er sich gern bei seinen Experimenten stören. Botschaften, die direkt von der Translationszentrale in seinen Arbeitsspeicher geliefert werden, sind ein ganz besonderes Ereignis. Endlich kann er seine Gangahirnzellen beim Entziffern dieser spannenden Nachricht so einsetzen, wie er es am allerliebsten tut: Ganga hat eine große Leidenschaft für das Übersetzen von Texten, und außerdem ist er ganz verrückt nach Neuigkeiten aus der großen Welt.

Als er herausgefunden hat, dass er an einer Exkursion zur Erforschung eines neu entdeckten Planeten eingeladen ist, ist er Flosse und Flamme. Ein neues Projekt. Eine Exkursion zur Erforschung fremder Lebensbedingungen. Ganga ist begeistert. Sofort öffnet er seine Vorratshöhle, schluckt 50 kg Treibstoff-Plankton, ölt seine Flossen, die ihm auch manchmal als Flügel dienen, massiert seine Schwanzflosse, damit er anständig lenken kann – und ab geht die Post Richtung Kotalaumona.

Koro

Als Koro liest, dass er zur Erforschung von Kotalaumona eingeladen ist, bleibt er erstmal ganz ruhig sitzen. Was soll das genau heißen? Was wird da wohl von ihm erwartet? Natürlich hat er verstanden, was da auf dem Papier steht, denn Koro kann verschiedene Sprachen und ist Klassenbesten, aber er weiß nicht so recht, ob er diese Nachricht gut oder schlecht finden soll. Sein Bauch sagt „Ja!“, wird aber sofort übertönt von seinem Kopf, der lamentiert: „Nein! Viel zu gefährlich. Es gibt so viele böse Wesen da draußen in dieser schrecklichen Welt. Wer weiß, was dir alles passieren kann?“ Und dazwischen steht Koro, schaut hin und her und kann sich nicht entscheiden. Da schaltet sich Koros Herz ein: „Genau“, sagt es, „dir kann alles passieren, das Gute wie das Schlechte. Aber eben auch das Gute. Doch was gut und was schlecht ist, das musst du erst mal herausfinden. Und deshalb rate ich dir zu reisen.“

Koro nickt zustimmend, noch bevor ihm wirklich klar ist, ob er den Worten seines Herzens folgen soll oder nicht. Doch dann geht alles ganz schnell. Er stürzt in die Küche und kocht sich einen Riesenvorrat Nudelsuppe für alle Fälle und einen Teller Suppe für den Moment, um sich erst mal selbst zu hypnotisieren. Denn er hat mehr als mittelgroße Angst, so mutterseelenallein durchs dunkle Weltall zu fliegen. In Windeseile sucht er seine Siebensachen zusammen, packt außerdem seinen Rucksack voll mit Notvorräten und sämtlichen Zutaten für Notnudelsuppe – man kann ja schließlich nie wissen –, und damit er schön wie ein bunter Schmetterling am Treffpunkt ankommt, entstaubt er seine Elfenflügel, legt ein bisschen Regenbogenfarbe auf, sagt „Zabu Zabu Agu Kamuh!“ – und schon schwebt er wie ein flirrender Hauch mit einem viel zu schweren Rucksack auf dem Rücken ein kleines bisschen taumelnd durch den Kosmos.

Pflingu

Pflingu ist wie vom Donner gerührt, als er hört, was dieser ihm höchst suspekt erscheinende Mensch, der sich gerade in seinem, also Pflingus, ganz privaten Bürgerpark aufhält, von dem Umschlag abliest, den er soeben vom Boden aufgehoben hat. „An Pflingu“, liest der Mensch ziemlich befremdet, bevor er das geheimnisvoll knisternde Ding in seiner Hand mit einem Ratsch öffnet.

„Wer ist Pflingu?“, fragt der Mensch, der sich gerade neben ihm auf der Parkbank niederlässt. „Keine Ahnung“, sagt der Mensch mit dem Umschlag in der Hand achselzuckend, um dann endlich vorzulesen, was in dem Brief steht:

„Liebe Planetenbewohnerinnen, liebe Planetenbewohner, hätte jemand Lust, diesen Planeten zu erforschen, den ich neu entdeckt habe? Wenn ja, seid bitte morgen pünktlich um 15.00 Uhr beim erleuchteten Landeplatz. Schaut einfach auf die Karte, der Rest erledigt sich fast von selbst, wenn es euer größtes Anliegen ist, dieses Abenteuer zu goutieren.“

Die beiden Menschen schauen sich verduzt an. „Erleuchteter Landeplatz, Karte, Abenteuer“, sagt der Mensch mit dem Brief in der Hand verächtlich, „da hat sich sicher jemand einen dummen Scherz erlaubt.“

„Wahrscheinlich eine Anweisung für eine Schnitzeljagd“, vermutet der andere und lächelt verträumt, denn er erinnert sich an abenteuerliche Schnitzeljagden vor langer, langer Zeit, als er noch ein kleiner Junge war.

Der Einzige, der den Brief für einmalig wichtig hält, ist Pflingu. Er fühlt mit jeder Faser seines Herzens, dass etwas ganz Neues in seinem Leben passieren wird. Etwas, woran er bisher noch nicht einmal im Entferntesten gedacht hat.

Abenteuer! Er wird Teil eines Abenteuers sein. So aufgeregt war er noch nie. Sofort macht er ein großes Feuer aus Buchenscheiten in der Feuerstelle im Bürgerpark. Knisterndes, duftendes Buchenfeuer erfrischt ihn ganz wunderbar und lädt seine inneren Batterien wieder neu, sodass Pflingu sich groß und stark fühlt, als er nach Kotalaumona aufbricht. Dass er in Höchstform ist, sieht man an seinen Kopf- und Bauchpunkten, die ganz besonders schön leuchten.

Roco

Roco hüpfte auf und ab wie ein Gummiball vor lauter Vorfreude. Alles, was neu ist, versetzt ihn in vibrierende Hochstimmung. So, als würde sich in seinem Innersten ein Schalter umlegen und eine Mechanik anstellen, die ihn loslaufen lässt. Nicht weil er ein Ziel oder gar Lust an der Bewegung hätte. Er hat weder Ziele noch Lust oder Unlust, bestimmte Dinge zu tun, aber er hat diesen Automatismus in sich, der sich von Zeit zu Zeit einschaltet und ihn antreibt. Zu irgendetwas. Zu was genau, das stellt sich dann oft erst im Nachhinein heraus. Denn Roco handelt, ohne nachzudenken, und er fragt sich nie vorher, wie das Resultat seines Tuns am Ende aussehen könnte. Er fragt sich auch nicht, ob ihm etwas gefällt oder nicht. Es geht ihm nicht darum, etwas Bestimmtes zu machen oder etwas besonders gut oder an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit oder mit anderen gemeinsam zu machen. Nein, es geht ihm einfach ums Machen.

Und dann macht er einfach. Er macht eben, wonach ihm der Sinn steht, weil „Machen“ und besonders „Machen von neuen Dingen“ wie eine magische Zauberformel auf ihn wirkt. Wahrscheinlich landet er deshalb ständig in einem anderen Fettnäpfchen und muss sehen, wie er sich wieder daraus befreit. Er hat keine Ahnung, wie er Fettnäpfchen umgehen oder woran er sie erkennen könnte: wann er sein ewig plapperndes Maul besser halten, wo er ein bisschen mehr Fingerspitzengefühl aufbringen oder was er wann besser lassen sollte.

Das ist gut und schlecht. Ein bisschen mehr Bedacht könnte ihm manchmal auf jeden Fall nicht schaden. Auch in dieser Situation nicht. Roco hört „Abenteuer“, „eingeladen“ und „kommen“, übersetzt in: „spannend“, „toll“ und „neu“ – und rennt los. Natürlich

stolpert er wieder über seine eigenen Füße, fällt den Himmel hinunter – und landet pardaus! –, ohne auch nur einmal darüber nachzudenken, gerade mal zehn Minuten zu früh am hell erleuchteten Landeplatz von Kotalaumona.

Ein Wesen nach dem anderen kommt auf seine Art und Weise auf dem neuen Planeten an. Professor Zweistein kann durchs Fernrohr beobachten, wie sie alle der Reihe nach landen: Roco fällt einfach vom Himmel und lacht über seine eigene Dummheit, Pflingu strahlt wunderschön, als er ankommt, Koro kommt angeschwebt wie ein zartes Elfchen, der riesige Ganga kann nicht schnell genug abbremsen und landet ziemlich unsanft auf dem Bauch, Fokus zieht einen Flunsch, als er aus seiner Rakete steigt, und Futsch, der als Letzter eintrifft, hält sich an einem lila glänzenden Stab fest. Dann setzt er sich erst einmal auf seinen viel zu großen Koffer, als wolle er etwas ausbrüten.

Doch was ist das? Noch jemanden sieht Professor Zweistein: eine uralte Schildkröte, die er für einen verwitterten Stein gehalten hatte. Langsam steckt sie ihren Kopf aus dem Panzer und sagt noch langsamer mit knarrender Stimme: „Ich grüße euch, ihr fremdes Volk. Seid willkommen auf meinem Planeten.“

Aber nur Ganga grüßt zurück. Die anderen Wesen starren auf die Schildkröte wie auf eine Erscheinung. Natürlich – denn sie haben kein Wort verstanden. Alle Wesen kommen schließlich von unterschiedlichen Planeten und sprechen unterschiedliche Sprachen.

Nur Ganga hat bekanntlich die Fähigkeit, Sprache in Wellen umzuwandeln, zu übersetzen und in der übersetzten Fassung in allen Sprachen per Gedankenübertragung weiterzugeben. Ganz offensichtlich ist diese Information schon bei allen Wesen angekommen, denn alle schauen ihn erwartungsvoll an. Und tatsächlich – nach kürzester Zeit verstehen sie die Worte der Schildkröte: „Ich grüße euch, ihr fremdes Volk. Seid willkommen auf meinem Planeten.“

„Wir grüßen dich, Wesen von Kotalaumona. Wie heißt du, und wer bist du?“, fragt Ganga und sendet die Übersetzung per Gedankenübertragung in die Runde.

„Ich bin Philomena, die Weltenwisserin“, sagt die Schildkröte seeeehr laaaangsaamaaam, „ich kenne die guten und die schlechten Dinge. Und ich kenne Kotalaumona mindestens ebenso gut wie die Schuppen auf meinen Beinen. Auf meinem Rücken befindet sich nämlich eine Karte mit einzelnen Stationen, die als Augen auf meinem Rücken aufgemalt sind. Ich führe euch über unseren schönen Planeten, und wenn ihr wissen wollt, wo

ihr seid oder wo ihr einen Schatz, ein Geheimnis oder ein Abenteuer finden könnt, müsst ihr nur diese Augen berühren.“

Sie sprach so langsam, dass Ganga große Schwierigkeiten hatte, ihr zu folgen, ohne einzuschlafen. Nur gut, dass es nicht sehr lange dauerte, bis die anderen Wesen sich vorgestellt hatten. Denn schon geht die Sonne unter, und der Abend zieht einen Schleier über die Ereignisse des Tages. Doch das bekommt Ganga schon gar nicht mehr mit. Mit dem letzten Wort ist er eingeschlafen, liegt einfach da im Gras und rührt sich nicht mehr. Auch die anderen Wesen dämmern bald hinüber ins Reich der Träume. Und träumen alle denselben Traum: Sie sehen einen alten Mann mit einem riesengroßen, wunderschönen Fernrohr, der zufrieden nickt und ihnen zuwinkt, als sei er ein alter Bekannter.

Der erste Tag: Von der Freundschaft

Am nächsten Morgen reiben sich die Neuankömmlinge auf Kotalaumona verwundert die Augen. Wo sind sie nur? Verstohlen mustern sie sich gegenseitig, aber bis auf die Tatsache, dass jeder das Aussehen der anderen komisch, seltsam, ungewohnt und merkwürdig findet, wie das nun mal so ist, wenn man zum ersten Mal auf völlig fremde Wesen trifft, sind sie doch auch gespannt auf die Geschichten von unbekanntem Welten, auf bunte Erzählungen und lustige Begebenheiten – bis auf Fokus, der beleidigt vor seinem Frühstücksteller sitzt. Er sagt kein Wort. Und erlebt, was er schon von den Bewohnern auf seinem Heimatplaneten kennt: Niemand kümmert sich um ihn. Nur Roco pufft ihn manchmal aufmunternd in die Seite oder schneidet ein paar Grimassen, aber Fokus tut so, als sei Roco gar nicht da.

Futsch und Pflingu tauschen sich über ihre Zauberkünste aus und zählen gegenseitig die Punkte auf ihren Körpern. Und Koro erzählt Ganga fantastische Geschichten. Um nicht zu sagen: Er lügt, was das Zeug hält. Natürlich ist Koro der Held jeder Geschichte, die er da lauthals zum Besten gibt. Er weiß alles, kann alles und ist sowieso der Beste und der Allergrößte. Doch in seinem Innersten sieht die Sache ganz anders aus. Was er dummerweise noch nicht weiß, ist, dass Ganga nicht nur übersetzen, sondern außerdem Gedanken lesen kann und natürlich weiß, dass Koro lügt. Doch Ganga sagt nichts davon, er hat es sich bequem gemacht, nickt interessiert und macht nur ungläubig dann und wann: „Aha, ach so.“ „Ich verstehe.“ Oder: „Das ist ja höchst interessant.“

So verbringen die Neuankömmlinge auf Kotalaumona den ganzen Morgen: mit Geschichten und Lachen, mit Staunen und Fragen, mit Antworten und Gegenfragen. Und die Unterhaltung funktioniert deshalb so wunderbar, weil Ganga einen seiner vielen Gedankenverarbeitungsspeicher ausgelagert hat, über den die Wesen eigenständig miteinander kommunizieren können. Erst mittags fällt es ihnen ein, darüber nachzudenken, wie sie es am besten anstellen könnten, den neu entdeckten Planeten zu erforschen.

„Ich begleite euch“, sagt Philomena laaangsaamaam, „ich kenne, wie ihr wisst, jeden Winkel dieses Planeten wie meine eigene Backentasche. Und die Wesen, die hier leben, die kenne ich auch.“

Wesen? Auf Kotalaumona? Interessant ... Bisher hatten die Neuankömmlinge keine Ahnung, dass auf Kotalaumona noch andere Lebenwesen wohnen. Zumindest hatten sie noch keine Einheimischen gesehen außer der Schildkröte. Die streift wie aus Versehen Futschens Bein. Und da, wo ihr Panzer Futschens Haut berührt hat, glüht ein Auge auf der hörnernen Landkarte auf. Philomena grunzt zufrieden.

„Aha“, knarrt sie wissend, „das kann ja heiter werden.“

Was, das will sie allerdings nicht verraten.

Ob es ein Zufall ist, dass nach diesem kurzen Zwischenspiel ausgerechnet Futsch die Bekanntschaft mit einem der vielen wild wachsenden Holundersträucher macht?

Unter einer hohen Hecke lugen jedenfalls gut versteckt ein paar Holunderblätter hervor, und im Vorbeigehen muss Futsch sie mit dem Arm gestreift haben. Er wird ganz blass, seine Lebenspunkte verlieren alle Farbe, denn die Holunderblätter haben sofort eine verheerende Wirkung auf ihn. Futsch versucht mit letzter Kraft, seinen Zauberstab zu heben, den er gerade aus der Vorrichtung auf seinem Rücken geholt hatte, um ihn Pflingu zu zeigen, doch in diesem Augenblick schrumpft der Stab zu einem Stäblein, und Futsch röchelt und reißt seine Augen seltsam weit auf.

„Was ist mit dir?“, fragt Pflingu erschrocken, „was hast du denn?“

Doch Futsch ist schon zu erschöpft, als dass er hätte antworten können.

„Drachenfutter“, sagt Philomena, so schnell sie kann, „Drachenfutter gegen die Ohnmacht.“

„Aber wo finden wir das?“, fragt Ganga, „schnell Philomena, wo gibt es das Drachenfutter?“

„In der Höhle des Drachen Smirg“, sagt Philomena, so schnell sie kann, „schau auf meinen Rücken, dort kannst du sehen, wo wir sind – und wo sich die Höhle befindet. Aber passt auf: Der Drache ist ein gefährliches Monster, er wird versuchen, euch zu töten.“

Die Schildkröte japst erschöpft nach diesem langen Satz, denn es kostet sie große Anstrengung, so schnell zu sprechen.

„Ich bleibe hier“, sagt Pflingu, „und passe auf Futsch auf. Notfalls kann ich ihn verteidigen. Und trösten kann ich ihn auch.“ Mit diesem Vorschlag sind alle einverstanden, und so zieht die kleine Schar los, während Pflingu sich neben Futsch setzt und ihm das Gesicht streichelt.

Nach drei Kilometern Fußweg durch hohes Gebüsch riechen sie einen Geruch, den sie noch nie gerochen haben: nach Schwefel und kaltem Rauch. Kein schöner Geruch, doch je näher die Freunde an die Höhle herankommen, desto intensiver wird er.

„Ekelhaft“, sagt Fokus und zieht die beleidigteste Miene, die er überhaupt ziehen kann. Der Geruch wird immer stärker. Und ekelhafter. So ekelhaft, dass Fokus sich schließlich weigert, weiterzugehen. Er ist schon ganz grün im Gesicht und schwächelt bedenklich.

Koro ist die Rettung. Wie so oft in hoffnungslosen Situationen. Deshalb hat er vorsichtshalber und für alle Fälle eine große Thermoskanne Nudelsuppe mit Traumkraut in seinem Rucksack. Genüsslich isst er den ersten Löffel Suppe, die ihm die wunderbare Kraft gibt, andere Lebewesen zu hypnotisieren.

Seine neuen Freunde schauen gebannt zu, wie Koro einen Löffel nach dem anderen in sich hineinschaufelt, einen nach dem anderen, einen nach dem anderen. Immer langsamer löffelt Koro, während er einem Wesen nach dem anderen intensiv in die Augen schaut. Einen – Löffel – nach – dem – anderen. Ganga fängt an zu gähnen, als Koro den Löffel immer langsamer zum Mund bewegt. „Ihr riecht Nudelsuppe“, sagt Koro schließlich sehr gedehnt und wie im Halbschlaf mit weicher Stimme, „leckere Nudelsuppe. Wunderbare Nudelsuppe. Sobald, ich **schnipp** mache, riecht ihr nichts als Nudelsuppe. Und wenn ich wieder **schnipp** mache, ist der Schwefelgeruch wie weggeblasen. Ihr werdet nur noch den Duft der Nudelsuppe riechen.“

Koro schnippt mit den Fingern, und die Freunde schauen sich an. „Wieso riecht es denn plötzlich nach Nudelsuppe?“, fragt Fokus ganz erstaunt.

„Hm, lecker!“ Roco leckt sich begeistert die Lippen und sagt: „Ich liebe Nudelsuppe.“
„Lasst uns dem Geruch folgen“, sagt Koro, und alle nicken begeistert.

Es hat also tadellos funktioniert. Koro lächelt zufrieden, denn er hat es diesmal geschafft, eine ganz hervorragende Hypnose hinzukriegen, die mindestens so super ist wie ein richtig guter Zauber.

Und so staunt der Drache Smirg nicht schlecht, als plötzlich vier Fremde vor seiner Höhle stehen. Hier ist noch nie freiwillig jemand hingekommen.

„Habt ihr keine Nasen?“, donnert der Drache ihnen erzürnt entgegen, „ich stinke wie 500 Aschenbecher und 300 schlechte Eier zusammen, und ihr tut so, als merktet ihr nichts davon.“

Und weil die Fremden völlig unbeeindruckt von seinem Ausbruch sind, spuckt der Drache mal eben eine ordentliche Portion Feuer. Er dampft aus allen Poren wie eine Dampflok aus dem vorigen Jahrhundert. Damit verschafft er sich wenigstens ein bisschen Respekt. Zumindest traut keines dieser merkwürdigen Wesen sich näher an ihn heran – was ziemlich schlecht ist, denn wie sollen die Freunde Drachenfutter für den armen Futsch besorgen, wenn der Drache dick und breit in seiner Höhle steht, Feuer spuckt und aus allen Löchern dampft?

Fokus versucht es mit seiner Aufmerksamkeitsnummer hinter einem Strauch. Er zieht die beleidigste Flunsch, die er je hinbekommen hat. Aber das interessiert den Drachen nicht die Bohne. Und erst recht hat er keine Lust, Fokus gut zuzureden. Koro versucht es mit einer Hypnose, aber der Drache findet Hypnosens völlig überflüssig. Er schaut nur ungläubig von einem Wesen zum anderen und wieder zurück und überlegt, wie er die Meute am besten wieder loswird.

Doch dann tritt Roco vor. Roco, der elastische Clown, der alle Witze der Welt kennt und sie so erzählen kann, dass seine Zuhörer sich vor Lachen biegen. Der Drache allerdings verzieht keine Miene, nicht einmal, als Roco auf einem Bein vor ihm herumbalanciert, um ihm zu demonstrieren, wie die Seiltänzerin, um die es in dem Witz geht, auf dem Seil hin- und herwippt, weil sie den Schirm, den sie für ihren Drahtseilakt braucht, nicht öffnen kann. Mit großen Augen starrt der Drache auf Roco und verzieht keine Miene. Kleine Rauchwölkchen dampfen aus seiner Nase, und das ist bestimmt kein gutes Zeichen.

Egal – wer kümmert sich schon um Rauchwölkchen? Roco bestimmt nicht. Irgendwann wird es ihm zu dumm. Dass sein Publikum einfach nur dasitzt und gafft, hat er noch nie erlebt. Und deshalb entschließt er sich, seine Glanznummer zu bringen. Behände klettert er auf einen Baum. Als er ziemlich weit oben ist, balanciert er auf einem biegsamen, dünnen Ast, der unter seinem Gewicht, und das ist beträchtlich, verdächtig hin- und herschaukelt. Immerhin schaut der Drache nun in Rocos Richtung. Doch das sieht Roco nicht, der da oben auf dem dünnen Ast plötzlich von einer schrecklichen Angst befallen wird – in dem Moment nämlich, als ihm einfällt, dass er nicht schwindelfrei ist. Er kann nichts anderes mehr denken als: „JETZT BLOSS NICHT HINUNTERSCHAUEN! Auf gar keinen Fall – hin-un-ter-schau-en.“ Und kaum hat er das gedacht, faucht der Drache, als könne er Gedanken lesen: „Und was ist, wenn die Seiltänzerin nach unten schaut?“

Da passiert es. Roco, der von den höchsten Wolkenkratzern springen kann, ohne sich zu verletzen, stürzt einfach vom Ast, denn natürlich hat er nach unten geschaut. Und im selben Moment Mut und Gleichgewicht verloren. Mit dem Kopf voraus fällt er wie ein Stein zu Boden. Wäre Ganga nicht zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen und hätte Roco noch im Fall mit einem Hechtsprung aufgefangen, wäre die Geschichte vermutlich böse für Roco ausgegangen. Und für Futsch, der das Drachenfutter dringend braucht, um wieder gesund zu werden, natürlich auch.

Freunde, die mitdenken, sind ein wahres Geschenk. Ganga, dieser Hansdampf in allen Gassen, sowieso. Und dass der Drache einen höchst merkwürdigen Sinn für Humor hat, ebenfalls. Denn nach dieser Aktion von Ganga lacht er sich halbtot, schlägt sich auf die Schenkel, hält sich den Bauch und kringelt sich vor Lachen, bis er vollkommen matt am Boden liegt und sich nicht mehr rühren kann.

Professor Zweistein, der die ganze Zeit gebannt durchs Fernrohr geschaut hatte, atmet erleichtert auf. Wenigstens der Drache ist keine Gefahr mehr für die Freunde. Und die beeilen sich, einen großen Eimer Drachenfutter aus der Drachenhöhle zu holen. Kurzerhand setzen sie Roco obendrauf und schleppen ihre Last so schnell wie möglich zu Futsch.

Schon aus der Ferne hören sie einen schrecklichen Tumult. Und als sie sich dem Lager nähern, auf dem Futsch liegt wie tot, hören sie nicht nur, was los ist, sondern sehen es auch: Futsch und Pflingu werden von einem schwarzen Einhorn angegriffen. Mit gesenktem Kopf und in atemberaubendem Tempo kommt es auf die beiden zugerast. Pflingu steht da mit einem Bettlaken in der Hand, ruft „Olé!“, wenn das Einhorn nahe

genug herangekommen ist, schwenkt das Laken, dreht sich geschickt im letzten Moment zur Seite und lässt das Einhorn vorbeirennen. Doch lange wird Pflingu das wohl nicht mehr durchhalten. Seine Punkte sind jedenfalls verdächtig blass. Und dass das kein gutes Zeichen ist, das ist allen klar.

Ganga und Koro schauen sich an und nicken sich zu. Sie laufen in den Wald und kommen mit einem Baumstamm zurück, den sie gerade eben zusammen stemmen können. Und als das Einhorn erneut angerast kommt, springen sie in dem Moment vor, als Pflingu sich wegdreht, heben den Baumstamm auf Hornhöhe – und: haben das Einhorn gefangen. Es steckt mit seinem Horn im Holz fest und schnaubt nun ähnlich böse wie der Drache vor seiner Höhle.

Doch bevor die Freunde überlegen können, was sie mit ihrem Gefangenen machen, füttern sie Futsch mit dem Drachenfutter, das Koro mit dem Rest lauwarmer Nudelsuppe vorgeweicht hat. Nach und nach nimmt Futsch seine alte Farbe wieder an, seine Lebenspunkte fangen förmlich an zu glühen. Als er wieder bei Kräften ist, nimmt er seinen Rosenquarzzauberstab, der sofort mit einem kleinen „Pling!“ in neuem Glanz erstrahlt, und zaubert Roco ein nettes Zinnoberrot auf die Wangen.

Wie gut, wenn man Freunde hat, die einem helfen und auf die man sich verlassen kann! Und die zusammen so stark sind, dass sie sogar ein wütendes Einhorn besiegen können.

„Was machen wir denn nun mit unserem Gefangenen?“, fragt Futsch. „Wir können dieses kampflustige Einhorn schließlich nicht bis an sein Lebensende mit dem Horn im Holz stecken lassen.“ „Nein, das können wir nicht“, sagt Ganga, „wir werden ihm die Freiheit wieder schenken, falls es verspricht, uns zu helfen, wenn wir es brauchen.“

Natürlich verspricht das Einhorn den Freunden sofort hoch und heilig, in Notfällen sofort zur Stelle zu sein. Zum Zeichen, dass es sein Versprechen ernst meint, schenkt es ihnen eine goldene Pfeife. „Wenn ihr dort hineinblast, komme ich so schnell wie der Wind. Das schwöre ich bei allem, was mir lieb und teuer ist.“

Na, das hört sich doch prima an. Ganga und Koro ziehen das Holz vom Horn des Einhorns und treten zur Seite. Und kaum merkt das Einhorn, dass es wieder frei ist, stürmt es los. Das Letzte, was von ihm zu sehen ist, ist eine Staubwolke.

Was für ein Tag! Als die Freunde beim Abendbrot sitzen und ihren Milchreis mit Zimt und Zucker essen, sagt Roco: „Hm, riecht gut, die Nudelsuppe. Aber sie sieht ein bisschen merkwürdig aus. Ich habe Nudelsuppe ganz anders in Erinnerung.“

Und da fällt Koro ein, dass er ja völlig vergessen hat, die Hypnose wieder wegzuschnippen. Er wird ganz rot vor Scham: Immer macht er Fehler. Es ist furchtbar schrecklich! Unauffällig schnippst er mit den Fingern, aber nichts passiert. Ach ja, er muss natürlich neue Nudelsuppe essen, denn die Wirkung der alten ist längst vorbei. Aber woher soll er nun so schnell neue Nudelsuppe nehmen? Er hat nur noch einen kleinen Rest in seiner Thermoskanne. Glücklicherweise kann die Antwort bis morgen warten. Denn um ihn herum gähnen alle. Die Freunde blasen die Kerzen aus, gehen zufrieden in ihre Betten und freuen sich auf ihre Träume.

Die blaue Alge

Koro ist als Erster wach. Fröhlich hüpfte er aus seinem Grasbett und wäre mit dem linken Fuß fast in einem großen Topf Nudelsuppe gelandet. Wer die wohl für ihn gekocht hat? Sie schmeckt köstlich, und Koro verputzt drei Teller davon mit Genuss, während Futsch sein Apfelmüsli verdrückt, Fokus sein zerrupftes Efeu, Pflingu ein paar ziemlich krumme Bananen, Ganga viereinhalb Kilo Tang und Roco zwölf Halme Springkraut.

Koro, der sein Frühstück als Erster beendet hat, schnippst mit den Fingern, um die Hypnose zu beenden. „Und, wie schmeckt deine Nudelsuppe?“, fragt er Futsch. „Gut“, sagt der, „aber ein bisschen nach Apfelmüsli.“ Da grinst Koro zufrieden. Sein Dehypnotrick hat also funktioniert.

Ganga ist verwirrt. „Wieso Nudelsuppe?“, fragt er, „Futsch isst doch Apfelmüsli.“ „Vanillepudding?“ fragt Roco, der wieder mal völlig geistesabwesend ist, erstaunt, „ich hätte eigentlich lieber Heringstipp.“

Die Freunde sind ratlos. Vanillepudding? Heringstipp? Da läuft aber irgendetwas ganz schön schief.

„Was ist los, Ganga?“, fragt Pflingu vorsichtig. „Aber wieso soll ich denn die Wellen bügeln?“, fragt Ganga empört, „sie sind doch wunderschön.“

Ach herrje – die Freunde reden aneinander vorbei, das ist klar.

Ganz schön merkwürdig ... Sie hören einander zwar zu, wie richtige Freunde das tun, aber trotzdem verstehen sie einander nicht.

Es muss an Ganga liegen. Er ist der Übersetzer. Aber aus irgendeinem Grund funktioniert er nicht richtig. Aus irgendeinem Grund übersetzt er wie Kraut und Rüben.

„Er ist beleidigt“, sagt Fokus fachkundig. Das stimmt aber nicht – Ganga ist nur irritiert. Und wenn Ganga irritiert ist, dann kann er nicht mehr richtig denken. Und wer nicht mehr richtig denken kann, der kann auch nicht mehr richtig zuhören. Der versteht alles falsch. Und dann antwortet er natürlich auch etwas ganz Falsches. Und schon ist das schönste Chaos im Gange.

„Oje“, sagt Pflingu erschrocken, „das ist aber gar nicht gut.“ Er nimmt eine Banane zur Hand, weil er seinen Zauberstab nicht finden kann, und spricht schnell einen Freundschaftszauber. Und kaum hat er „Kantamina – Rambalo!“ gesagt, lächeln sich die Freunde wieder an, als sei nichts geschehen.

„Was war denn mit dir los?“, fragt Futsch noch einmal. „Mit mir?“, fragt Ganga.

„Ja, mit dir, lieber Ganga“, sagen Futsch, Roco, Koro und Pflingu wie aus einem Mund.

Nur Fokus sitzt vorsichtshalber hinter einem Strauch, weil er glaubt, dass das der sicherste Platz ist, wenn es Missverständnisse gibt.

Und da erzählt Ganga, was er noch nie jemandem erzählt hat. Nämlich dass er immer nur dann richtig denken kann, wenn es ihm gut geht. Wenn nichts ihn ärgert, wenn er guten Mutes ist und die Welt mag.

„Aber was ist, wenn du irgendwann schlecht gelaunt bist?“, fragt Philomena, die langsam hinter einem Strauch hervorkommt, „was ist, wenn ihr euch in einer gefährlichen Situation verständigen müsst, es aber nicht könnt, weil Ganga nicht übersetzen kann, weil er irgendwie durcheinander ist?“

Ach herrjeh! – daran haben die Freunde ja noch gar nicht gedacht. Sie können schließlich nicht immer dafür sorgen, dass Ganga mit sich und der Welt zufrieden ist. Also werden sie wohl eine gemeinsame Sprache erlernen müssen, aber davon sind sie noch weit entfernt.

„Liebe Philomena“, sagt Koro, „kennst du ein Mittel gegen durch Verwirrung hervorgerufene Hirnfunktionsstörungen und dumme Missverständnisse?“

„Jaaaa“, sagt Philomena gedehnt, „die blaue Alge, die weit sichtbar ein eiskaltes Blau aussendet. Sie kann so manches aufbrausende Mütchen kühlen. Aber sie wächst auf dem Meeresgrund. Und so tief kann keiner von euch tauchen.“

O doch. Fokus macht sich ganz klein in seinem Versteck hinter dem Brombeerbusch. Fokus kann. Aber er will nicht. Nicht für diese Wesen, die sich überhaupt nicht um ihn kümmern. Und Ganga kann er sowieso nicht leiden. Pöh! – Fokus zieht seinen berühmten Flunsch. Er nicht! Er wird die Alge nicht holen.

„Fokus kann das“, sagt Ganga sehr bestimmt, denn er kann bekanntlich Gedanken lesen. „Fokus kann als Einziger von uns auf den Meeresgrund tauchen.“

Richtig. Fokus. Alle Augen richten sich auf ihn, Fokus mit dem Loch auf dem Rücken, aus dem er seinen Teleskopschnorchel ausfahren kann, der sich der Wassertiefe so anpasst, dass er immer 30 cm aus dem Wasser schaut. Aber das will er auch nach drei Stunden Überredungskunst nicht demonstrieren. Er will gar nichts demonstrieren. Aber er wird ja auch wieder mal nicht gefragt. Pöh!

'Na gut, manchmal müssen es eben zwei Freundschaftszauber an einem Morgen sein', denkt Pflingu, nimmt ein Ästchen vom Brombeerstrauch zwischen Daumen und Zeigefinger und sagt kaum hörbar: „Kantamina – Rambalo!“

„Wie weit, sagt ihr, ist das Meer entfernt?“, hören die Freunde Fokus plötzlich fragen. Er kommt ein bisschen zögerlich hinter seinem Strauch hervor.

„Ungefähr zwei Kilometer“, sagt Philomena langsam, „aber passt gut auf euch auf. Ich kann leider nicht mitkommen, doch ihr findet den Weg bestimmt auch ohne mich.“

Und so gehen die Freunde los. Ein bisschen ängstlich. Aber auch neugierig. Welche Abenteuer sie wohl erwarten? Auf dem Weg zum Meer erstaunlich wenige. Oder besser gesagt: gar keine. Ohne Zwischenfälle erreichen sie einen wunderbar weißen Strand, der mit blauen Pflanzen umstanden ist.

Professor Zweistein schaut durch sein Fernrohr. Aha, seine Forscher sind schon unterwegs. Gerade erreichen sie das Meer, das wunderbar glatt vor ihnen liegt. Sie legen ihre Handtücher und Badematten auf den Strand. Der empfindliche Roco hat eine Flasche Anti-Sonnenbrandmilch dabei, und Koro schleppt seine Thermoskanne mit dem allerallerletzten bisschen Nudelsuppe von heute morgen mit. Besser ist besser, man kann ja nie wissen ...

Professor Zweistein wundert sich. Und dazu hat er guten Grund. Denn in diesem Moment geht Fokus ins Wasser. Vorsichtig steckt er zunächst den linken großen Zeh ins hinein. Ganz schön kalt. Ziemlich erschrocken reißt er sein Auge auf. Es scheint heute

noch viel größer zu sein als sonst. Kein Wunder – ein bisschen mulmig ist es Fokus nämlich schon. Aber was soll schließlich passieren? Er wird kurz auf den Meeresgrund tauchen und die Alge holen. Und dann wieder auftauchen. Und danach wie ein Held gefeiert werden. Darauf freut er sich schon ganz besonders.

Ganz so einfach, wie Fokus sich das vorstellt, ist es allerdings nicht. Immerhin ist er kein U-Boot mit dicken Schutzwänden, sondern ein Fokus ganz ohne. Doch noch sieht die Sache ganz gut aus. Alle Freunde stehen am Ufer und feuern ihn an, bis von Fokus nichts mehr zu sehen ist – außer seinem karierten Teleskopschnorchel, an dem zusätzlich wie kleine Fähnchen ein paar Blätter befestigt sind, damit die Freunde ihn besser sehen können.

Lange Zeit passiert überhaupt nichts, doch dann irgendwann knickt der Schnorchel zur Seite um und hängt auf Halbmast. Fokus muss in Not sein. Was tun? Wer kann ihm helfen? Keiner von den Freunden jedenfalls. Auch Ganga nicht. Der kann nur bis zu 50 m unter der Wasseroberfläche tauchen, dann ist Schluss mit seiner Luft.

Doch immerhin weiß er Rat.

„Mein VATER!“, ruft Ganga, „er muss uns helfen!“ Er schickt seine Gehirnwellen los nach Olkolipo, und kurz darauf fällt ein blauer Koloss vom Himmel und verursacht mit seinem Eintauchen ins Wasser großen Aufruhr, Wasserspritzen und Wellen. Noch bevor die Freunde sich von ihrem Schrecken erholen können, kommt eine Haifischflosse auf das Ufer zu. Und natürlich hängt ein ganzer HAI an ihr dran. Nach der Größe der Flosse zu schließen, sogar ein ziemlich großer HAI. Die Freunde halten die Luft an.

Professor Zweistein hat einige Mühe, genügend Traumenergie zu bündeln, um scharf zu fokussieren. Und zu glauben, was er da sieht: Ganga spricht mit dem HAI, und der nickt. Höchstens zwanzig Sekunden später fallen weitere Kolosse vom Himmel ins Wasser: Ganges *tanten*. Die Wellen, die sie verursachen, sind haushoch und schwappen ans Ufer. Die Haie winken den pudelnassen Wesen, die dann am Ufer stehen, kurz zu, formieren sich und tauchen ab.

Professor Zweistein reibt sich die Augen. Er sieht die Freunde am Ufer stehen. Sie schauen genauso gebannt aufs Wasser wie er. Roco hält eine Flasche Sonnenmilch in der Hand und zittert wie Espenlaub vor Angst und Sorge um seinen Freund: Dessen Schnorchel hängt immer noch traurig auf halb acht. Höchstens. Fokus muss es miserabel gehen.

O ja. Das kann man wohl laut sagen. Fokus hatte sie schon gesehen, die blaue Alge, denn die strahlte weithin sichtbar in ihrem wunderschönen eisigen Blau. Er war noch ungefähr zwei Riffs von der Alge entfernt, als sich das Wasser plötzlich dunkel färbte. Es dauerte eine Weile, bis das Wasser klarer wurde und Fokus sehen konnte, was er lieber nicht gesehen hätte: einen Riesenkraaken. Der ihn beobachtet. Der sich ihm nähert. Ohne Eile. Indem er sich auf seinen Fangarmen abstützt. Fokus rutscht das Herz zwei Etagen tiefer – und zeitgleich können die Freunde am Ufer beobachten, wie der Schnorchel sich immer weiter zur Seite neigt.

Der Riesenkraake ist noch mindestens zwanzig Meter von Fokus entfernt, als er ihn bereits mit der äußersten Fangarmspitze berührt. Und er schaut kein bisschen freundlich in Fokus' Richtung. Der versucht natürlich zu fliehen. Genau wie die blaue Alge, die sich ganz schnell aus dem Staub gemacht hatte.

Doch der Riesenkraake ist schneller als Fokus. Die Freunde sehen, wie der Teleskop-schnorchel durchs Wasser rast. Oje! Doch noch viel schlimmer ist es, dass der Schnorchel sich schließlich überhaupt nicht mehr bewegt.

In dem Moment, als der Kraake dabei ist, seinen letzten Fangarm um Fokus zu schlingen, kommen sie endlich, die Haie. In V-Formation. Vorneweg schwimmt Gangas PAPA. Dahinter schwimmen die sechs *tanten*. Sie sehen ziemlich angriffslustig aus. Aber davon bekommt Fokus schon gar nichts mehr mit. Er hat die Besinnung verloren – und wacht auch nicht auf, als die Haie zum Angriff übergehen.

Die attackieren den Kraaken mit ihren spitzen Nasen. Dem hilft es gar nichts, die Haie mit seiner Tinte einzunebeln, um ihnen die Sicht zu nehmen, denn Haie haben so gute Nasen, dass sie damit sogar in finsterster Dunkelheit aller kleinste, kaum vorstellbar winzige Moleküle riechen können.

Und so bleibt dem Kraaken gar nichts anderes übrig, als Fokus loszulassen und jetzt seinerseits zu fliehen.

Gott sei Dank weiß Gangas tante *esmeralda*, wo ganz in der Nähe ein Zitteraal wohnt. Vibrierend vor Hilfsbereitschaft begleitet er die *tante*, als sie ihn bittet, Fokus zu helfen.

Die beiden kommen keinen Augenblick zu früh. Fokus hängt matt und schwer wie ein nasser Waschlappen in *tante esmeraldas* Flossen und rührt sich nicht mehr. Als der Zitteraal ihm einen zwei Kilowatt starken Stromschlag verpasst, öffnet er nur kurz sein Auge, um es gleich wieder kraftlos zu schließen.

Die Haie legen Fokus vorsichtig auf einen Algenteppich und schwimmen langsam mit ihm Richtung Oberfläche. Trotz des Stromschlags ist Fokus mehr tot als lebendig, als die Haie ihn ans Ufer legen.

Selbst drei Lebenspunkte und der Heilzauber „Furumutschu Furumutschu – Dasindura!“, den Futsch gleich zweimal ausspricht – doppelt gemoppelt hält schließlich besser –, wirkt nur ganz langsam. Und deshalb lassen die Freunde Fokus einfach geschützt in der Sonne liegen, damit er Energie tanken kann.

„Du armer Fokus“, sagt Pflingu voller Mitleid und streichelt ihn vorsichtig. „Ich reibe Fokus mit Anti-Sonnenbrandmilch ein, damit er sich keinen Sonnenbrand holt“, sagt Roco – er ist trotz seiner Wildheit ein wirklich fürsorgliches Wesen. Doch aus der Plastikflasche kommt kein Tröpfchen, obwohl sie noch ganz voll ist. Roco schüttelt sie, doch in der Flasche gluckert nichts. Kein Wunder: Roco hatte aus Angst um Fokus und vor lauter Aufregung am Strand so gezittert, dass die Anti-Sonnenbrandmilch zu Anti-Sonnenbrandbutter geworden war. Gewöhnlich hätten die Freunde darüber gelacht, doch für den Moment ist ihnen das Lachen vergangen. Was sollen sie nun machen? Ratlos schauen sie sich an.

Zu allem Unglück kommt hinzu, dass die blaue Alge einfach wie vom Meeresboden verschluckt ist und bleibt.

Als Fokus wieder halbwegs zu sich gekommen ist, berichtet er von seinem Abenteuer: „Blaue Alge, Riesenkralke und Haie“, waren die Worte, die er ständig wiederholte, und dann sagte er noch: „Ich habe sie gesehen, die blaue Alge. Aber als der Riesenkralke angriff, ist sie verschwunden.“

Na klar. Sie hatte keine Lust, vom Riesenkralken über den Haufen gerannt zu werden, die blaue Alge. Und deshalb hat sie sich an ihren Lieblingsort verzogen, an den sie immer geht, wenn sie sich furchtbar aufgeregt hat: an die allertiefste Stelle in diesem Teil des Meeres. Da saß die blaue Alge nun also und kühlte sich ab, als eine Luftblase, die aus Fokus' Mund entwichen war, sich ebenfalls an diesen Platz verirrt.

„Schön“, fand die Alge. Und tippte zaghaft gegen dieses runde, schillernde Ding. Und weil Luftblasen sich unter Wasser um Gegenstände schließen können, legte sich die Blase um die Alge, und weil es an dieser Stelle so kalt war, gefror die Blase mit der Alge darin zu Eis. Und weil Eis leichter ist als Wasser, stiegen beide gemächlich Richtung Oberfläche, um sich schließlich auf den Wellen treiben zu lassen.

„Was ist denn das?“, fragt Professor Zweistein ungläubig. „Was ist denn das?“, fragt Ganga, der sich ebenfalls auf den Wellen treiben lässt, zeitgleich.

„Die blaue Alge“, sagt Fokus, „das ist sie.“

Tatsächlich, das Wasser leuchtet eisblau. Und da, wo es leuchtet, bewegt sich etwas. Die Alge liegt bäuchlings in der Eisblase, lässt sich von den Wellen schaukeln und genießt die Sonne. Ganga schwimmt zu ihr und stupst sie vorsichtig mit der Nase Richtung Ufer, wo das Eis in der Wärme endgültig schmilzt. Als das Eis wieder zu Wasser geworden ist, kann sich die blaue Alge endlich nach Herzenslust in der Sonne räkeln. Das hat sie sich schon immer gewünscht.

Deshalb sagt sie mit glockenreiner Stimme zu Ganga: „Du solltest mich gut pflegen, dann werde ich dir beim Denken helfen.“

Die Freunde schauen sich verwundert an: Woher die Alge wohl weiß, welche Aufgabe ihr zgedacht ist?

Nach einem schönen Tag am Strand gehen alle gemeinsam zurück zum Schlafplatz. Philomena ist auch schon da. Anerkennend nickt sie.

„Das habt ihr gut gemacht“, sagt sie, „die blaue Alge habe ich selbst noch nie gesehen und hatte schon befürchtet, dass sie vielleicht nur ein Märchen ist.“

„Ich – ein Märchen?“ Die Alge lacht hell und klar. „Nicht alles, was ihr noch nicht gesehen habt, ist ein Märchen. Lachen ist kein Märchen, obwohl ihr das Lachen selbst sicher auch noch nie gesehen habt. Liebeskummer ist kein Märchen. Gefühle sind kein Märchen. Elektrischer Strom ist kein Märchen. Und Denken schließlich auch nicht. Das alles gibt es, obwohl man es nicht sehen kann.“

Da hat die blaue Alge wohl Recht. Aber jetzt sind die Freunde zu müde, um darüber nachzudenken.

„Gute Nacht“, sagt Futsch und gähnt.

„Schöne Träume“, sagt Roco – schon halb im Schlaf.

„Schlaft schön“, sagt Koro.

„Bis morgen früh“, sagt Ganga.

„Tschüss bis zum Wecken“, sagt Pflingu.

Und Fokus flüstert: „Ja, schlaft schön, meine Freunde.“

Sie ziehen sich ihre Decken über den Kopf, schließen die Augen und träumen von der Wirklichkeit. Fokus kuschelt sich selig zusammen. Er träumt in dieser Nacht von Freundschaft. Von Freunden, die nett zu ihm sind. Die sich um ihn kümmern. Die sich Sorgen um ihn machen. Die ihn mögen. Und die er mag. Fühlt sich gut an, dieses Gefühl, findet Fokus. Und das, obwohl es noch nie jemand gesehen hat.

Koros Rückflug

Der arme Koro! Kaum ist er angekommen auf Kotalaumona, schon bekommt er einen Notruf von den Buschikats auf seinem Heimatplaneten. Sein kleiner Bruder Mamo hat Zahnschmerzen und geht allen anderen Buschikats auf die Nerven mit seinem Gejammer. Es ist nicht zum Aushalten! Selbst nachts gibt er keine Ruhe, und so liegen die Nerven blank im kleinen Städtchen Bonnhausen, denn Mamo weigert sich, zum Zahnarzt zu gehen. Mit Händen und Füßen wehrt er sich, denn er hat schreckliche Angst vor weißen Kitteln, Praxisgeruch und Bohrergeräuschen. Niemals wird er freiwillig dorthin gehen.

Koros Schwester Nima, die auch ziemlich gut hypnotisieren kann, hat wirklich alles versucht, ihn auf den Zahnarztstuhl zu bekommen, aber nichts hat geholfen. Nicht einmal die Spezialnudelsuppe mit frischem Traumkraut. Und so schickt Onkel Herbert auf der Frequenz 02348675911 einen SOS-Notruf an Ganga. Diese Frequenz hatte Onkel Herbert von der Astroraumzentrale bekommen, in der alle Informationen aller Bewohner des Weltalls empfangen, sorgfältig sortiert und gebündelt und – aber nur im Notfall – weitergegeben werden.

Die Nachricht lautet: „Lieber Koro, Mamo Zahnschmerzen. Hilfe dringend. Bitte sofort kommen.“

Jetzt schon wieder zurück? Ein Abenteuer verlassen, das gerade erst begonnen hat? Das ist wirklich schrecklich! Koro ist den Tränen nahe, aber die Buschikats halten zusammen wie Pech und Schwefel, und so kann er seinen kleinen Bruder nicht im Stich lassen. „Komme heute später Nachmittag“, lässt er Ganga deshalb schweren Herzens zurückfunken.

Doch bevor er seine neuen Freunde am Start- und Landeplatz zum großen Lebewohl trifft, muss er noch eine ganze Menge erledigen. Vor allem muss er bei Philomena in Erfahrung bringen, wo er sich Nudelsuppe kochen kann, um sich seine Allein-durchs-

All-Flugangst weghypnotisieren zu können. Und so streift Koro einsam durch die Wälder. Traurig, sorgenvoll und kein bisschen leichtfüßig. Schwer hängt er seinen Gedanken nach – und wäre fast über etwas großes Braungrünes mit Panzer gestolpert. Vor ihm im Gras sitzt Philomena.

Wie passen!. Da kann er sie doch gleich fragen, ob sie weiß, wo es einen Herd auf Kotalaumona gibt. „Wofür denn einen Herd?“, will die alte Schildkröte wissen. „Weil ich Hypnose-Nudelsuppe kochen muss“, antwortet Koro. Doch noch bevor Philomena weitere Fragen stellen kann, springt ein kleines Männchen hinter den Büschen hervor. „Was suchst du?“, fragt es freundlich, „'ab isch richtisch ge'ört? Du suchst ein 'erd?“

Wer ist denn diese lächerliche Gestalt? Koro nickt ein bisschen erstaunt. „Das ist ja sehr interessant“, sagt das Männchen noch freundlicher, „da 'ast du aber Glück, ein 'erd findest du bei mir. Wenn du magst, koche isch uns beide erst mal ein schön Kakao, und dann kannst du in aller Seelruh machen, was du willst.“ „O vielen Dank!“, sagt Koro übergücklich. „Mais avec plaisir“, sagt das Wesen, das gern Französisch spricht, weil es Jeanpierre heißt. Jeanpierre ist ein Kobold, wie Koro auf dem Weg zum Haus erfährt, ein Enkel des großen Rambazottel, der vor Jahr und Tag den ganzen Wald Dank seiner Zauberkunst und Schwarzen Magie beherrscht hatte. Wo er gewesen war, war niemand sonst, denn alle Lebewesen flüchteten, sobald er auftauchte. Während Jeanpierre seine Geschichten erzählt, fühlt Koro sich irgendwie merkwürdig. Irgendetwas an Jeanpierres Stimme klingt – tja, zu geölt? Zu unheimlich? Zu gekünstelt? Koro hätte nicht zu sagen vermocht, was ihm die Nackenhaare ein ganz klein bisschen nach oben stellt, wenn Jeanpierre spricht. Er sieht, dass Philomena ihn warnend anschaut und den Kopf schüttelt, aber Koro braucht seine Nudelsuppe so unbedingt für den Rückflug, dass er neben dem Kobold hertrabt und sich Geschichten erzählen lässt von Feen und Nixen, von goldenen Einhörnern und silbernen Wassertropfen. Geschichten, die ihn nach und nach einlullen, als würde er hinübergleiten in einen unwirklichen Traum.

Und so bekommt er nur noch sehr undeutlich mit, dass das windschiefe Haus des Kobolds in einem riesigen verwilderten Garten steht. Er hört, dass die Gartentür beim Öffnen knarzt, und er hört den betörenden Gesang von Singdrosseln. Er sieht zwei wunderschöne Paradiesvögel auf einem blauen Strauch, er sieht goldene Rosen und tatsächlich silberfarbenes Wasser in einem Brunnen, er riecht Gerüche, die seine Sinne betäuben und die ihn völlig willenlos machen, und er spürt, dass er denkt, dass er gerade etwas erlebt, was ein bisschen ist wie hypnotisiert werden: Er ist hinübergeglitten in

einen Zustand der Unwirklichkeit. Vollkommen abgetaucht. In eine Traumwelt, in einen Nebel, der ihn aufgesogen hat. Vergessen ist sein kleiner Bruder, vergessen sind die Freunde, die ihn in vier Stunden am Flug- und Landeplatz erwarten werden, um ihm Lebewohl zu sagen. Koro fühlt sich wunderbar leicht und beschwingt. Dankbar sieht er Jeanpierre an: Er ist sein Herr und Meister, und er ist es, der Koro diese wunderbaren Eindrücke erleben lässt.

Aber doch wohl hoffentlich nicht für immer und ewig! Professor Zweistein hat die Szene schließlich ausgesprochen misstrauisch durch sein Traumenergiefernrohr verfolgt, und sie kommt ihm mehr als höchst verdächtig vor. Und nicht nur die. Was er da in Jeanpierres Augen sieht, lässt ihn das Schlimmste vermuten: Heimtücke und Niedertracht, Verschlagenheit und eine Bosheit, wie sie der Professor noch nie zuvor gesehen hat, sind in Jeanpierres Blick erkennbar und lassen dem Professor das Blut in den Adern gefrieren.

„Pass auf!“, ruft er laut, als könne Koro ihn hören. Doch selbst wenn Koro ihn hätte hören können, würde er nicht mehr reagieren. Er hat die Wirklichkeit komplett ausgeschaltet, und wenn man die Wirklichkeit ausschaltet wie nachts das Licht, steht man in der finstersten Dunkelheit. In der Finsternis sieht man nicht mehr, wenn sich etwas bewegt. Und in der Unwirklichkeit hört man auch nicht mehr zu, wenn jemand mit einem spricht.

Und damit ist Koro dem Kobold ausgeliefert, ohne etwas davon zu merken. Er fühlt sich prima, und der einzige Wunsch, den er hat, ist: nie wieder aus dieser Wirklichkeit aufzuwachen. Wenn er sich überhaupt noch etwas wünschen könnte.

Professor Zweistein ist verzweifelt, dass er Koro nicht warnen kann, und deshalb nutzt er nun ebenfalls die Notdienste der Astro-Raumzentrale, um Ganga eine SOS-Nachricht zu senden: „Koro von einem gewissen Jeanpierre, einem skrupellosen Kobold, gefangen und verzaubert. Fotsch zur Beobachtung schicken. Rosengarten Nummer 9. Fragt Philomena.“

Du meine Güte! Ganga ist ganz verwirrt, weil er zwei SOS-Nachrichten innerhalb von dreißig Minuten bekommen hat. Gerade will er anfangen zu stottern, als die blaue Alge sich neben ihn setzt. „Streichel mich“, flüstert sie.

Und so streichelt Ganga die blaue Alge, die vor Vergnügen schnurrt. Ob es daran liegt, dass er Professor Zweisteins Nachricht vollkommen flüssig und fehlerfrei lesen kann,

ist nicht mit Sicherheit zu sagen, aber Tatsache ist, dass es so ist.

„Fotsch. Rosengarten. Philomena. Was soll das bedeuten?“, fragt Roco so aufgeregt, dass er beim Gehen über seine eigenen Beine stolpert.

„Mein Freund Koro“, haucht Fokus, „was sollen wir tun?“

„Oje, oje“, Pflingu hat Tränen in den Augen – Koro gefangen von einem Kobold. Und noch verzaubert dazu!

„Wir müssen Flotsch losschicken“, sagt Futsch sehr bestimmt, „das hat Professor Zweistein uns doch geschrieben.“

Und so hängt er sich kopfüber an einen Baum und schüttelt sich, bis Flotsch aus seiner Schlafhöhle in der Zauberstabbox herausfällt. „Was ist denn los?“, fragt Flotsch verschlafen. Müde reibt er sich die Augen, aber dann ist er sofort hellwach.

Ein Erkundungsflug! Flotsch brennt vor Eifer und wiederholt seinen Auftrag: zuerst Philomena fragen, wo der Rosenweg Nummer 9 ist. Dort durch den Schornstein fliegen und Koro im Haus suchen. Dabei unsichtbar bleiben und nicht mit Koro sprechen. Zur Sicherheit schreibt der sehr gewissenhafte Flotsch alle Anweisungen ganz genau auf. Schließlich will er auf gar keinen Fall irgendeinen Fehler machen.

Er sucht und findet zunächst die Schildkröte. Philomena liefert, so schnell sie kann, eine ganz genaue Wegbeschreibung zu Jeanpierres Haus im Rosengarten Nummer 9, als ihr Flotsch im Schnelldurchgang erklärt hatte, was die Freunde vorhaben. Und weil ihr der Plan gut gefällt, verpasst sie Flotsch eine Schicht Transparentpuder, die ihn für zwei Tage unsichtbar macht.

Wer hätte gedacht, dass auch Philomena ein bisschen zaubern kann?

Flotsch bedankt sich artig bei ihr und fliegt los. Wie besprochen, sucht er sich seinen Weg durch den Kamin, der direkt über dem Herd angebracht ist. Gut, dass Koro noch nicht beim Nudelsuppekochen ist, sonst hätte Flotsch sich womöglich schlimme Verbrennungen zugezogen. So aber schwebt er unbeschadet aus dem Kamin in die Küche und setzt sich auf ein Regal. Von hier aus hat er alles bestens im Blick.

Jeanpierre und Koro sitzen am Tisch und trinken Kakao mit Sahne. Koro hat einen ziemlich dämlichen Ausdruck auf dem Gesicht, den Flotsch noch nie bei ihm gesehen hat. Er wundert sich ein bisschen und schreibt in sein Notizbuch:

1. Beobachtung: Koro sieht ganz schön belämmert aus.

Doch nicht nur darüber wundert sich der gute Flotsch. Sondern auch darüber, dass Jeanpierre seine ganze Überredungskunst aufbietet, um von Koro das Rezept für die Hypnose-Nudelsuppe zu bekommen. „Je te dis, mon cher Koro, mit der 'ypnose-Nüdel-süpp machen wir eine Paradis aus die Welt. Wir beide machen die Menschen heureux, mon Dieu. Isch werd' ein ganze Massen an Dümme Köpfe mit meine Wörter steuern, die werden gar nischt merken, dass sie selon mein Willen funktionieren. Isch brauch' nur ein extra starke Portion Nüdel-süpp von dir, mon cher Koro, damit isch misch zum Mega'ypnoticien auf Lebenszeit 'ypnotisieren kann, der mit ein Schnipps statt Nüdel-süpp ad hoc und ohne lange Geschichten und Gelülle alles 'ypnotisieren kann, was vor sein Finger kommt. Dann brauch' isch disch Dümme Köpfe auch non plus. Isch werde le roi sein, der die Welt allein regiert. Ist das nicht incroyable gut?“

Der Kobold tanzt vor Vergnügen auf dem Tisch, und Koro klatscht ihm verzückt Beifall. „Zuerst probiere isch die Kraft / die das Kraut der Süpp misch schafft. / Isch verleihe mir Zauberkräfte / Durch die Kraft der Traumkrautsäfte. / Tralala / Tralala.“ Flotsch hätte Koro am liebsten geschüttelt und Jeanpierre vom Tisch geschubst, aber er darf ja nicht in Erscheinung treten, und so schreibt er nur in sein Notizbuch:

2. Beobachtung: Koro völlig durchgeknallt. Kobold auch. Tanzt wie verrückt auf dem Tisch, weil er hofft, dass er nach dem Essen von Koros Nudelsuppe bald die ganze Welt mit einem Schnipps hypnotisieren und nach seinem Willen steuern kann.

Dass Koro völlig durchgeknallt ist, daran kann es keinen Zweifel geben, denn er hätte normalerweise um keinen Preis das Rezept für seine Nudelsuppe verraten, weil er natürlich ganz genau weiß, wie gefährlich es ist, dunklen Gestalten so viel Macht in die Hand zu geben. Stattdessen steht er auf und holt brav einen Topf aus dem Schrank, füllt Wasser hinein und stellt den Herd an. „Gar kein Problem“, sagt er blöde lächelnd, „zuerst 3 l Wasser zum Kochen bringen, zwei Stunden köcheln lassen. Dann Lauch, Sellerie, Möhren, Salz, Muskatblüte und Safran hineingeben und ganz zum Schluss dünne Suppennudeln und fünf Minuten später dann noch das Traumkraut. Denn ohne Traumkraut wirkt die Suppe nicht.“

Koro zeigt auf seinen Brustbeutel. „Viel habe ich allerdings nicht mehr“, sagt er, „aber für eine Portion wird es wohl noch reichen.“

„Was ist denn Traumkraut, mon cher, und wo wächst es denn genau?“, säuselt Jeanpierre angelegentlich. „Keine Ahnung, wo es hier wächst. Und ich habe auch keine

Ahnung, ob es andere Namen hat als Traumkraut“, erwidert Koro. Von einer Sekunde auf die andere schlägt Jeanpierres Stimmung um. Sein Plan wird doch wohl nicht daran scheitern, dass diese Kröte ihm nicht sagen kann, was Traumkraut ist.

„Zeig 'er!“, brüllt er und reißt Koro den Brustbeutel vom Hals, „das wollen wir doch mal sehn!“. Doch das Traumkraut ist zu Pulver vermahlen, und der Kobold, der jede Pflanze auf Kotalaumona kennt, ist ratlos. Er riecht an dem Pulver, er stäubt es auf die linke Zeigefingerspitze, um es zu probieren, aber er kann es nicht bestimmen. Sein Gesicht läuft vor Zorn puterrot an.

„Du bleibst so lange am Tisch sitzen, bis dir der Name von diesem vermaledeiten Traumkraut einfällt!“, brüllt er außer sich, „von mir aus auch auf Latein.“

Er hat ganz vergessen, Französisch zu sprechen vor lauter Wut, und charmant ist er auch kein bisschen mehr.

Flotsch sitzt dienstbeflissen mit dem Stift in der Hand da, weil er hofft, dass Koro der lateinische Name des Traumkrauts einfällt, doch Koro sagt keinen Ton. Und deshalb tut Flotsch nun etwas sehr Gefährliches: Er fliegt zum Tisch, füllt ein bisschen vom Traumkrautpulver aus Koros Brustbeutel in ein Tütchen und macht sich auf den Weg zu seinen Freunden.

Professor Zweistein beobachtet die Vorgänge im Rosenweg Nummer 9 mit großer Sorge, und er seufzt erleichtert, als er sieht, dass Flotsch mit seinen Aufzeichnungen zu Futsch und seinen Freunden zurückfliegt, um sich mit ihnen zu beraten.

„Was?“, sagt Fokus, „das darf doch wohl nicht wahr sein. Jeanpierre, dieser Gauner! Will dieser widerliche Gnom doch tatsächlich die Weltherrschaft.“

„Damit er sich groß und stark fühlen kann“, sagt Pflingu verächtlich.

„Das ist ja ein richtiger Verbrecher“, sagt Roco, der gerade auf einem Walnussbaum herumbalanciert.

„Und verschlagen obendrein“, sagt Futsch, „dem werden wir's zeigen. Aber wie?“

„Wenn ihr mal die Klappe haltet“, schnurrt die blaue Alge, die sich immer noch auf Gangas Hand räkelt, „kann Ganga sich konzentrieren. Und du, Ganga, leg dich aufs Gras, und setz mich auf deine Stirn.“

Die Freunde wissen zwar nicht so recht, was die blaue Alge vorhat, aber Ganga legt sich voller Vertrauen auf den Boden. Und kaum sitzt die blaue Alge über seinen

Augenbrauen, glättet sich Ganga nachdenklich gerunzelte Stirn auf wunderbare Weise. Sein Kopf wird leicht, seine Gedanken angenehm kühl. Und er denkt, nein, er fühlt sein Denken so klar wie noch nie zuvor. Als sei er nicht mehr der Ganga, der er normalerweise ist, nimmt er Gedanken und Gefühle wahr, die ihm eben noch verschlossen waren. Manche kommen aus der Zukunft über die auf seiner Stirn wie hingegossene Alge, die ihm quasi als Antenne dient, in sein Bewusstsein. Ab und zu macht es aber auch leise „SSSS“ in seinem Kopf, und er weiß: Das ist eine Erinnerung aus der Vergangenheit. Oder möglicherweise eine Vorahnung aus der Zukunft.

Die Freunde sind mucksmäuschenstill. Der Wind hält den Atem an, und die Blätter bewegen sich nicht mehr an den Bäumen. Als die Welt so still ist, als habe jemand sie angehalten, hat Ganga eine Vision: Er sieht den schrecklichen Rambazottel im Zweikampf mit Jeanpierre. „Mon Dieu, dir werd ich zeigen, was ein 'arke ist!“, brüllt der Kobold gerade, als er seinen Großvater von hinten aus der Dunkelheit angreift. Mit einem Säbelstreich streckt er ihn nieder. Der schreckliche Rambazottel hat überhaupt keine Chance. Er dreht sich, schwer getroffen, mühsam um und schwankt auf Jeanpierre zu, um den Angriff zu parieren und den Kobold mit ins Reich der Schatten zu nehmen, in das er gleich zweifellos gehen wird, doch bevor er seinen Enkel erreicht hat, ist alle Farbe aus seinem Körper gewichen.

Kraftlos sackt Rambazottel zusammen.

Doch was macht Jeanpierre da?

Ganga traut seinen Augen nicht: Jeanpierre kniet neben Rambazottel und stülpt ein Tuch über dessen leblosen Körper, das sich plötzlich wölbt und heftig bewegt. Der Kobold hält mit aller Kraft dagegen, damit das Etwas nicht aus dem Tuch entkommen kann, bindet den Stoff blitzschnell an den Ecken zusammen und legt ihn in eine Kiste. „In dieser Kiste wird dein Schatten auf immer und ewisch bleiben und mir zu Diensten sein. Du wirst mir all dein Zauberkunst verraten, und dann werd ich die Welt be'errschen“, prophezeit er hämisch, während er das Tuch samt Inhalt sorgfältig in der Kiste verstaut, bevor er den Deckel schließt.

„Nur bis zu meiner Befreiung“, höhnt die Stimme, „und dann wirst du etwas erleben, du feiger Hanswurst, der du es gewagt hast, mich wie ein gedungener Mörder von hinten anzugreifen. Der du dich nicht getraut hast, mir in die Augen zu schauen und einen heldenhaften Kampf von Angesicht zu Angesicht zu führen. Ich, der Schatten von

Rambazottel, werde dich noch Mores lehren, sobald ich wieder auferstanden bin.“

Das war's, ab hier herrscht Funkstille. Ganga schaut sich verwundert um. Die Welt steht so still, als habe sie aufgehört, sich zu drehen. Bevor Ganga sich darüber wundern kann, hört er die Alge sagen: „Du bist also wach, dann können wir uns ja getrost wieder bewegen.“ „Na klar“, sagt Ganga erstaunt, und dann erzählt er, was er gesehen und gehört hat.

„Wo ist die Kiste?“, fragt die blaue Alge. „Unter einem quergestreiften Baum mit lila Blättern“, sagt Ganga. Und so wird Flotsch zu Philomena geschickt, um in Erfahrung zu bringen, wo dieser Baum steht.

„Du meinst den Zebrabaum“, sagt Philomena langsam, „der steht am Silbernen Bach – nur 500 m von Jeanpierres Haus entfernt. Der Zebrabaum ist so auffällig, dass ihr ihn gar nicht verfehlen könnt. Doch seid vorsichtig, wenn ihr die Kiste öffnet. Verhandelt mit dem Schatten von Rambazottel über eure Forderungen, bevor ihr ihn herauslasst, das ist wichtig. Und überlegt euch genau, was ihr sagt. Die blaue Alge wird euch dabei helfen.“

Kaum ist Flotsch wieder zurück, machen die Freunde sich auf den Weg.

Professor Zweistein fokussiert sein Traumenergiefernrohr. Er hat den Zebrabaum schon lange im Visier, und als würde er auf geheimnisvolle Art und Weise auch ohne Zentrale mit Ganga kommunizieren, leitet er die Freunde über eine unbekannte Frequenz genau an die Stelle, an der der Zebrabaum steht. In der Erde befindet sich eine kleine Erhöhung. Hier muss die Kiste sein. Die Freunde beginnen zu graben, und es dauert nicht lange, bis sie auf eine Holzkiste stoßen. Da liegt sie vor ihnen und muckst sich nicht. Keine Stimme ruft um Hilfe. Nichts bewegt sich. Irgendwie unheimlich.

„Wir müssen dreimal auf die Kiste klopfen“, sagt Ganga, „und dann wird sich der Schatten melden.“ „Wie aufregend“, sagt Roco, der seine Gedanken genauso verheddert hat wie seine Beine und aufpassen muss, dass er nicht wieder auf die Nase fällt.

„Und was sagen wir?“, fragt Pflingu. Fokus, der sich am liebsten hinter einem Busch verkrümeln würde, bleibt brav bei den anderen und zieht die Schultern ratlos hoch bis zu den Ohren.

„Wir müssen mit dem Schatten verhandeln“, sagt Futsch.

Stimmt! Das hat Philomena gesagt, und die Freunde überlegen gemeinsam, wie sie ihre Forderungen am besten formulieren.

„Freiheit gegen Traumkraut“, sagt Roco.

„Das reicht nicht, denn auch der Geist von Rambazottel ist gefährlich“, gibt Pflingu zu bedenken, „er wird uns zwar wahrscheinlich zum Traumkraut führen, weil selbst er durch die Regeln auf Kotalaumona gebunden ist. Aber danach kann er mit uns machen, was er will. Wir müssen also Nägel mit Köpfen machen, mit denen wir ihn so eindeutig festnageln, dass er uns nicht schaden kann.“

„Wir müssen uns also sehr, sehr intelligent ausdrücken“, sagt Pflingu. Da hat er wohl Recht.

Erst mal müssen wir ihn fragen, ob er überhaupt mit uns verhandeln will“, sagt Ganga, der die blaue Alge in der Hand hält und deshalb so klar denken kann wie noch nie in seinem Leben. Und so klopfen sie alle zusammen dreimal laut auf den Deckel und formulieren: „Guten Tag, Geist vom Rambazottel. Wir wissen, dass Sie in der Kiste sind. Wir könnten Ihnen die Freiheit schenken. Möchten Sie mit unserer Hilfe wieder aus der Kiste steigen?“

Keine Antwort. Ganga klopft noch einmal beherzt auf den Deckel. „Ich zähle bis drei“, sagt er, weil die Alge in seiner Hand sitzt und ihm Mut macht.

Kaum hat er bis zwei gezählt, kommt es dumpf aus der Kiste: „Ja.“

„Was ja?“, fragt Ganga.

„Verhandeln“, sagt die Stimme.

„Gut“, sagt Ganga, der dann auch gleich zum Du wechselt, „wir machen dir folgendes Angebot: Wir schenken dir die Freiheit, wenn du uns zeigst, wo ein ganz bestimmtes Kraut wächst.“

„Kein Problem“, kommt es hocheifrig und ziemlich dumpf aus der Kiste.

„Wenn wir dich aus der Kiste herauslassen, musst du außerdem schwören, dass du uns und allen Wesen auf Kotalaumona kein Härchen krümmst und uns immer zu Diensten bist, wenn wir dich rufen“, sagt Ganga. Kein Mucks kommt aus der Kiste.

„Wenn du nicht „Ja“ sagst, bis ich bis drei gezählt habe“, sagt Ganga, „kannst du in deiner Kiste verrotten.“

Und weil der Geist merkt, dass Ganga seine Worte ernst meint, willigt er schließlich ein. Worauf Ganga – versprochen ist versprochen – sofort die Kiste öffnet. Doch bevor der Geist ihr entsteigen kann, entsteigt ihr erst einmal ein modriger, eklig muffiger Geruch. Fokus fällt fast in Ohnmacht, aber er hält tapfer durch, weil er an wunderbar duftende Nudelsuppe denkt. Gelernt ist schließlich gelernt ...

Der Geist muss sich zunächst gehörig räkeln und strecken. Schließlich lag er ein paar Jahrhunderte lang in der engen Kiste, doch jetzt entfaltet er sich zu seiner vollen Größe. Furchterregend wie eine große dunkle Drohung erscheint er, denn die Sonne steht schon tief und macht den Schatten des Schattens noch einmal um ein Vielfaches länger. Die Freunde zittern um die Wette vor Angst, selbst Ganga. Und weil die blaue Alge das spürt, streichelt sie Ganga sanft, damit er in dieser gefährlichen Situation einen kühlen Kopf bewahrt. Gangas Herzschlag beruhigt sich, sein Atem geht langsamer, und seine Stimme klingt ein bisschen bestimmter als beabsichtigt, als er sagt: „Jetzt aber Aufbruch! Wir müssen das Kraut noch vor dem Dunkelwerden finden.“

„Wie sieht das Kraut denn überhaupt aus?“, fragt der Geist höchst interessiert. Gut, dass Flotsch ein kleines bisschen Pulver gestohlen hat.

Mit vor Aufregung zittrigen Fingern öffnet Flotsch umständlich den Brustbeutel. Der Geist steckt seine Nase in den Beutel, leckt sich den Zeigefinger, stippt ihn ins Pulver, zieht den Finger, weil er die allgemeine Aufmerksamkeit ein bisschen genießt, ganz langsam heraus und sagt: „Halluzinaea, die wächst hier überall. Pflückt die blauen Blumen dort von der Wiese. Deren Blüten wirken hervorragend hypnotisierend.“

„Das müssen sie auch“, sagt Futsch grinsend, „meine Hypnosekraft muss schließlich megastark wirken.“

„Wieso?“, fragt Pflingu erstaunt.

„Weil ich Koro dehypnotisieren muss“, sagt Futsch, „und der Kobold braucht eine gehörige Umstimmung.“

Als Professor Zweistein zwanzig Minuten später durch sein Traumenergiefernrohr schaut, sieht er, wie die Freunde samt Geist und einem dicken Sack zum Haus des Kobolds ziehen.

Flotsch fliegt zum Dach und findet glücklicherweise schnell eine Stelle, an der die Dachschildeln so weit verschoben sind, dass er mitsamt seinem randvoll mit Halluzi-

naeablüten gefüllten Sack hindurchschlüpfen kann, denn es ist unmöglich, noch einmal den Weg durch den Kamin zu nehmen, ohne im heißen Dampf gegart zu werden, denn Koro scheint gerade Nudelsuppe zu kochen.

Gerade als Koro die Suppe fertig hat und das letzte bisschen Traumkraut hineinstreut, sagt Rambazottels Schatten, der als Einziger durchs Hinterfenster zum Garten sehen darf: „Da ist er“, als er den Sack – mit dem unsichtbaren Flotsch am anderen Ende – durch die Luft schweben sieht. Im selben Moment wirft Roco einen Stein gegen die Vordertür, und Jeanpierre erhebt sich, um nachzuschauen, wer da draußen steht.

Kaum einen Lidschlag später fliegt Flotsch über den Topf und wirft die blauen Blüten aus sicherer Entfernung in die Suppe. „Er hat es geschafft!“, jubelt Rambazottels Schatten, als er die Blätter wie aus dem Nichts in den Topf schweben sieht. Bis Jeanpierre zurückkommt, hat Flotsch bereits den Rückflug angetreten – und die Halluzinaeablätter köcheln einträchtig mit den anderen Zutaten im Topf.

Der Kobold stellt einen Teller auf den Tisch, um die Nudelsuppe und dann seine erste Hypnose an sich selbst auszuprobieren. Der erste Löffel wandert in Jeanpierres Mund. Er schnalzt zufrieden mit der Zunge. Umso ärgerlicher, dass es schon wieder an der Tür klopft. Genervt öffnet der Kobold die Tür. Vor ihm steht Roco, der ihm die Zunge herausstreckt. „Bäääh!“, sagt er, „bist du ein hässlicher Kobold. Und du willst die Welt beherrschen? Dass ich nicht lache.“

Woher weiß diese Missgeburt, was er vorhat? Jeanpierre ist höchst verwirrt, und das ist ein Zustand, den er überhaupt nicht gebrauchen kann.

„Pass bloß auf, du Kröte!“, ruft er erbost und läuft hinter Roco her.

„Fang mich doch!“, ruft der und springt mal eben auf einen Baum. Jeanpierre hinterher. Und so beginnt eine wilde Jagd. Roco hat seinen Spaß, und Jeanpierre kommt gehörig außer Atem.

Gott sei Dank hat er die Tür offengelassen, sodass Futsch in die Küche schlüpfen kann. Blitzschnell schaufelt er den ganzen Topf Suppe in sich hinein. In Windeseile, denn die Suppe riecht nicht nur köstlich, sondern schmeckt so vorzüglich, dass Futsch gar nicht mehr aufhören kann zu essen. Mit jedem Löffel steigt seine Hypnosekraft, das spürt er förmlich, weil sein Körper von den Füßen bis zum Kopf kribbelt und glüht. In ihm wirken unglaubliche Kräfte! Voller Selbstvertrauen richtet er sich auf und klettert auf den dicken Ast, auf dem Jeanpierre hinter Roco herrobbt. Er wird tun, was er mit seinen

Freunden besprochen hat, und er wird es schaffen: Er wird dem Kobold, der 10 m vor ihm auf dem Baum herumklettert, eine so gehörige Ladung Nettigkeit verpassen, dass der seine bösen Absichten einfach vergessen muss.

„Du wirst müde“, flüstert Futsch langsam – und für Jeanpierre kaum hörbar – mit weicher Stimme, „mon Dieu, rischtisch müde. Du kletterst immer langsamer, und Du wirst müde. Du bist so müde, dass du einfach auf dem Ast sitzenbleibst. Sobald isch **schnipp** mache, schläfst du ein, und wenn isch wieder **schnipp** mache, wachst Du auf dem Ast auf, kletterst vom Baum und bist der netteste Kobold, den man sisch über‘aupt nur vorstellen kann.“

Mit letzter Kraft spricht Futsch, schnippst mit allerletzter Kraft mit den Fingern und schläft dann selbst ein. Die Freunde lassen ihn eine halbe Stunde schlafen, dann wecken sie ihn, damit er Koro dehypnotisieren kann, bevor die Wirkung der Suppe nachlässt.

Koro sitzt mit einem unglaublich dämlichen Grinsen auf dem Gesicht am Tisch und erkennt Futsch nicht. Da der nicht weiß, wie der Kobold es geschafft hat, ihn in diesen Zustand der absoluten Dummheit zu versetzen, befiehlt er ihm erst einmal, sich an nichts mehr zu erinnern. „Du bist müde“, sagt Futsch langsam zu Koro, „Du wirst immer müder, immer müder, bis du eingeschlafen bist. Wenn ich **schnipp** mache, vergisst du alles, was der Kobold dir erzählt hat. Und wenn ich wieder **schnipp** mache, dann wachst du auf und bist wieder der alte Koro, den wir kennen und mögen. Und du hast nie mehr Angst, wenn du allein durchs Weltall fliegst, das verspreche ich dir.“

„Los“, sagt Pflingu, „schnippse!“

Und Futsch schnippst laut und deutlich. Nicht nur Koro wacht auf, sondern auch Jeanpierre reibt sich verwundert die Augen, sagt: „Huch, was mache ich denn hier auf dem Baum?“, lächelt die Freunde und den Schatten seines Großvaters an und ist die Sanftmut in Person. Artig begrüßt er Koro, spült den Topf, in dem die Nudelsuppe war, und treibt eifrig Konversation.

Doch Koro sieht ihn ungehalten an und sagt: „Herrjemine, was ist los? Wieso seid ihr denn hier? Und wieso ich? Wolltet ihr nicht am Landeplatz auf mich warten?“

„Nein, aber wir begleiten dich jetzt dorthin“, sagt Pflingu gut gelaunt.

„Wir haben auch ein Abschiedsgeschenk für dich“, sagt Fokus, und so gehen sie auf dem schnellsten Wege zum Landeplatz.

„Auf Wiedersehen“, sagt Koro ganz leise, als der Abschied unausweichlich naht und ihm dicke Tränen die Wangen hinunterkullern. „Mach's gut!“, sagt Roco traurig und stolpert vor Verlegenheit wieder mal über seine eigenen Beine.

„Ich werde dich nie vergessen, mein Freund“, sagt Fokus gerührt, der sich noch nie von einem Freund verabschiedet hat, weil er bisher keinen hatte.

„Wir werden bei unseren Abenteuern immer an dich denken“, sagt Ganga und legt Koro eine Flosse auf die Schulter.

„Und du hoffentlich auch an uns“, sagt Fokus. Er überreicht Koro zum Abschied die Riesentüte mit den Blütenblättern der Halluzinaea.

„Pass auf dich auf!“, sagen Futsch und Flotsch wie aus einem Munde, und die blaue Alge wünscht viel Glück und Erfolg.

Koro sagt „Zabu Zabu Agu Kamuh!“ – bewegt seine regenbogenfarbenen Elfenflügel, und schon hebt er vom Erdboden ab und schwebt los, ohne ein einziges Mal über seine Angst nachzudenken. Er winkt, und alle Freunde winken zurück. „Auf Wiedersehen und gute Reise!“

„Auf Wiedersehen!“, hören sie Koro rufen, bis er hinter einer großen weißen Wolke verschwunden ist.

„Was für ein trauriger Tag.“ Fokus schnieft vernehmlich.

„Toll, dass wir's geschafft haben“, sagt Roco.

„Er hatte gar keine Angst mehr vorm Fliegen“, sagt Pflingu erstaunt.

„Kein Wunder“, sagt Futsch, „ich habe ihm die Angst weghypnotisiert.“

„Und das funktioniert?“, fragt Ganga ungläubig.

„Stotterst du etwa noch?“, fragt die blaue Alge und kichert.

„Nein“, sagt Ganga, „das weißt du doch.“

„Und warum nicht?“, fragt die Alge.

„Keine Ahnung“, sagt Ganga. Er weiß es wirklich nicht.

„Eben“, sagt die Alge und räkelt sich in Gangas Hand, „manchmal funktioniert es einfach, und man bemerkt es nicht einmal.“

Die Welt der Schatten

Wo Koro jetzt wohl ist? Und wie es ihm geht? Wie er sich wohl fühlen mag?

Die Freunde gehen langsam nach Hause. Alle hängen ihren Gedanken nach und spüren noch dem Echo der Abenteuer nach, die sie nun schon gemeinsam erlebt haben. Drei Tage sind sie erst auf dem Planeten, und trotzdem sind sie voller neuer Eindrücke, die sie erst einmal verdauen müssen: Futsch, der todkrank vor ihren Augen zusammengesunken war. Rocos Einsatz, um an das rettende Drachenfutter zu kommen. Gangas Unterstützung, den Angriff und die Zähmung des Einhorns, Fokus' Unterwasserabenteuer mit dem Riesenkraken, die Freundschaft mit der blauen Alge, Koros Abenteuer mit Rambazottel und Jeanpierre. Und nun der Abschied von Koro, der von Anfang an dabei gewesen war und alle Schwierigkeiten mit ihnen zusammen gemeistert hatte.

Jetzt haben sie erst einmal eine Auszeit verdient, finden die Freunde, und sie beschließen einstimmig, vor dem nächsten Abenteuer einen Urlaubstag einzulegen. Oder wenigstens einen halben. Jeder soll ein paar Stunden für sich haben: zum Wiederankommen bei sich selbst. Fokus wird sicher eine ganze Weile brauchen, um seinen ersten Abschied von einem Freund zu verarbeiten. Und Ganga will sich Gedanken darüber machen, wie er eingehende Notrufe seriell abarbeiten kann, damit sie seinen Arbeitsspeicher nicht blockieren. Roco braucht unbedingt Auslauf und veranstaltet eine Kletterpartie auf den umliegenden Bäumen, und Futsch muss sich von seiner Dehypnotisierung erholen. Völlig geschafft liegt er am Ufer eines kleinen Tümpels und lässt nachdenklich seine Pfoten in kleinen Kreisen durchs Wasser ziehen.

Nur Pflingu hat sich von der Gruppe entfernt. Er streift vollkommen allein durch den Wald. Schließlich ahnt er ja nicht, welches Geheimnis wie ein Fluch über Kotalaumona liegt, das ihm gerade so wunderbar still und friedlich erscheint.

Hätte Pflingu dieses Geheimnis gekannt, hätte er sich sicherlich hundertmal überlegt, ob Kotalaumona wirklich der Ort ist, an dem er sich unbedingt aufhalten und vor allem: an dem er ohne Begleitung durch den Wald streifen will ...

So spaziert Pflingu also allein vor sich hin und zerpflückt gedankenverloren ein paar blaue Blumen, die er noch in seinen Federtaschen findet. Und das sind eine ganze Menge. Ihm gehen so viele Sachen durch den Kopf, die ihn von seinem Weg ablenken, dass er das Loch nicht sieht, das ein paar Schritte entfernt inmitten einer Blumenwiese tief hinab ins Erdreich führt. Wie tief, das merkt Pflingu erst, als er hineingefallen ist –

um ihn herum ist es plötzlich höllendunkel. Und fest steht, dass er aus dieser Falle nie und nimmer mehr allein herauskommt. Voller Angst ruft er um Hilfe, wieder und wieder, doch keiner hört ihn.

Wie auch? Die Freunde hängen in der Nähe des Schlafplatzes herum, und der ist nicht in Rufweite. Nur Ganga hat seine Ohren auf Empfang gestellt und glaubt, irgendein Notsignal gehört zu haben. Doch sicher ist er nicht, denn ausgerechnet jetzt erreichen ihn auch noch andere Botschaften aus dem All.

Da Pflingu in der Finsternis nicht sehen kann, tastet er die Wände ab, um zu prüfen, ob möglicherweise Wurzeln herunterhängen, an denen er sich hinaufziehen könnte, oder ob es andere Fluchtmöglichkeiten gibt. Glücklicherweise hat er Streichhölzer dabei. Er entzündet eines und sieht im Schein des kleinen Flämmchens einen engen Gang – Pflingus einzige Möglichkeit, sich überhaupt in irgendeine Richtung zu bewegen. Und so krabbelt er auf allen Vieren vorwärts, stößt sich hier den Kopf oder schlägt da mit seiner Schulter an, doch er arbeitet sich weiter vor.

Der Gang gabelt sich einige Male. Ob wohl alle Gänge irgendwann wieder in einen Gang münden und zum selben Ziel führen? Da Pflingu nicht weiß, wie er sich entscheiden soll, beschließt er, seine einmal eingeschlagene Richtung beizubehalten.

Vielleicht gibt es gar keinen falschen oder richtigen Weg, sondern nur unterschiedliche Möglichkeiten, ein Ziel zu erreichen ... ?

Immerhin wird bald klar, dass der Gang, dem Pflingu folgt, einfach im Nichts endet. Es gibt kein Vorwärts mehr und auch kein Seitwärts. Das darf doch nicht wahr sein! Muss Pflingu jetzt etwa den ganzen Weg wieder zurückkehren? Vor Enttäuschung bleibt ihm die Spucke weg. Ganz schwarz wird ihm vor Augen, so schwach und verzweifelt ist er. Fast wäre er hingefallen, wenn er nicht im allerletzten Moment eine Wurzel zu fassen gekriegt hätte, an der er sich festhalten kann. Doch was ist das? Pflingu hört ein Quietschen, als würden sich Scharniere öffnen, die seit Jahren vor sich hingerostet waren. Vor Schreck stellen sich seine Nackenfedern auf, denn wie von Zauberhand öffnet sich eine schwere, mit Lehm verkleidete Eisentür. Der Zug an der Wurzel muss wohl einen geheimen Mechanismus ausgelöst haben. Pflingu schaut misstrauisch in die Finsternis, die sich da vor ihm auftut, aber er hat ja keine Wahl, wenn er nicht denselben Weg wieder zurückgehen will. Also tritt er in einen Burghof, der kaum heller ist als der unterirdische Gang. Pflingu entzündet das nächste Streichholz: Schwarze Nebel hängen

in der Luft. Und eine unheimliche Stille hat die Welt im Griff. Nichts regt sich, kein Wind geht durch die Zweige, weder Sterne noch der Mond sind am Himmel zu sehen. Wie in Tinte getaucht wirkt die ganze Szenerie.

Doch plötzlich 'Wusch!' fliegt irgendetwas durch die Luft und landet neben ihm. Ein Geist? Eine Fledermaus? Pflingu kauert sich hinter eine Regentonne und lugt vorsichtig über den Rand. Nein, war er da sieht, war weder ein Geist noch eine Fledermaus, sondern vielmehr eine schwarze Katze mit böse funkelnden Augen.

Pflingus Herz zieht sich zusammen, doch er stellt der Katze eine Frage, auf die er die Antwort bereits weiß, seit er den Hof betreten hat, nämlich: „Wo bin ich?“

„Miau, in der Welt der Schatten, Gestalt aus der Oberwelt, im Reich von Rinaldo, der die Macht hat, Lebewesen in Schatten zu verwandeln.“ „Aus der Oberwelt? Ja, gibt es denn auch eine Unterwelt?“, will Pflingu wissen, obwohl er die Antwort natürlich auch schon ahnt.

Kann man wirklich so dumm sein? Die Katze schaut Pflingu ungläubig an, dann kreischt sie vor Vergnügen. So ein unwissender Tölpel! Die Katze kann sich gar nicht fassen. Ihr kreischendes Lachen lässt Pflingus Gedanken Karussell fahren. Er hält sich entsetzt die Ohren zu.

Aber auch sonst hätte er die schwarzen Gestalten nicht gehört, die plötzlich hinter ihm stehen, denn Schatten sind lautlos. Und dennoch haben sie unheilvolle Kräfte oder besser: Sie verfügen über eine unheilvolle Energie, mit der sie ihre Opfer packen, obwohl sie sie gar nicht berühren. Allein mit ihrem Willen bezwingen sie sie, und über genau diesen Willen treiben sie Pflingu vor sich her über den dunklen Hof in einen Gang, dann eine Treppe hinunter und wieder durch einen Gang, bis sie zu einem kleinen Verlies kommen, das keine Tür hat. Türen sind in der Welt der Schatten auch nicht nötig. Statt eine Tür zu schließen, sprechen sie den Bannzauber des Inneren Kreises, der ihre Gefangenen von der Flucht abhält. Und jetzt ist Pflingu ein Gefangener.

Die Schatten treiben ihn in einen kleinen Kerker. Natürlich versucht Pflingu mit aller Macht und seinem konzentrierten Willen, den Bannkreis zu durchbrechen, sobald die Schatten fort sind, doch es gelingt ihm nicht. Sobald er auch nur in die Nähe des Inneren Kreises kommt, verfinstert sich die Welt um ihn, und er spürt die dunkle Energie der Schatten direkt in seiner Nähe – ein furchtbares, furchterregendes Gefühl, das Pflingu nicht erträgt, und so hockt er sich in die hinterste Ecke des Verlieses und

rührt sich nicht mehr aus Angst, die Schatten könnten wieder zurückkommen.

Am späten Mittag versammeln sich die Freunde zum Mittagessen.

„Wo ist denn Pflingu?“, fragt Roco erstaunt, der andächtig an seinem Springkraut kaut. Futsch schaut erstaunt von seinem Apfelmüsl auf: Tatsächlich, Pflingu ist nicht da. „Der kommt bestimmt gleich“, sagt Fokus mit so viel zerrupftem Efeu im Mund, dass man ihn kaum verstehen kann. Ganga verdrückt gerade seine Riesenportion Tang, doch er unterbricht seine Mahlzeit und schaut sorgenvoll. „Stimmt, Pflingus Bananen liegen noch da. Wenn er um 3 Uhr noch nicht zurück ist, müssen wir ihn suchen.“

Es ist schon merkwürdig, dass ausgerechnet Pflingu, der immer den allergrößten Hunger von allen hat, noch fehlt. Wo könnte er sein?

Als Pflingu um 3 Uhr immer noch nicht im Lager ist, ziehen die Freunde los: Roco und Ganga, Fokus und Futsch. Und weil Futsch sich immer noch ein bisschen nudelsuppig überirdisch fühlt, folgt er nicht dem ausgetretenen Weg, sondern seiner Intuition, und mit Hilfe dieser unsichtbaren Antenne findet er blaue Blütenblätter, fein säuberlich im Abstand von 3 m auf dem Boden verstreut. Doch dann hört die Spur plötzlich auf. Genau vor einem Loch.

Eilig ruft Futsch die Freunde zusammen, um ihnen das Loch zu zeigen, in das Pflingu vermutlich hineingefallen und das so tief ist, dass er ganz sicher nicht allein herauskommen konnte. Doch wenn er nicht mehr darin sitzt, und das tut er mit Sicherheit nicht, wo steckt er dann?

„Das werden wir nicht herausfinden, wenn wir hier herumstehen“, sagt Fokus, der auf keinen Fall noch einen Freund verlieren will. „Wir müssen in das Loch springen“, sagt Roco mit den elastischen Knochen. Und springt. Die anderen begeben sich einige Zeit später ebenfalls eine Etage tiefer. Schließlich haben sie keine andere Möglichkeit, herauszubekommen, wo Pflingu abgeblieben ist.

Doch sicherheitshalber springen sie nicht einfach, sondern drehen Seile aus dem Schilf, das am Ufer des kleinen Teichs ganz in der Nähe wächst. Das dauert zwar eine ganze Weile, aber irgendwie müssen sie ja später wieder aus dem Loch herauskommen. Und das ist ohne eine Kletterhilfe absolut unmöglich, selbst für Roco. Also binden die Freunde an die umstehenden Bäume Seile, die so lang sind, dass sie weit bis in das Loch hineinhängen und die Freunde einer nach dem anderen daran hinunterrutschen können.

Wie finster es hier ist! – man kann die Hand nicht vor Augen sehen. Gut, dass Futsch seinen Zauberstab immer dabei hat, der für sämtliche irgendwie vorstellbaren Notfälle gut präpariert ist: An der Spitze des Stabes strahlt nämlich ständig das Licht, das die Macht hat, wunderbare Heilzauber und so manch andere Wunder zu vollbringen. Futsch kriecht voraus und weist mit dem magischen Licht des Zauberstabs seinen Freunden den Weg durch das Labyrinth der Gänge – bis auch sie schließlich die Eisentür finden.

Vorsichtig treten sie hindurch und befinden sich plötzlich im selben Hof, in dem Pflingu vor gar nicht allzu langer Zeit festgenommen wurde. Es ist genauso dunkel wie in dem Gang, den sie soeben verlassen haben, doch das ist nicht der Grund, warum die Freunde niemanden sehen. Der Grund ist, dass einfach niemand da ist, den sie sehen könnten.

Kein Wunder, denn die Schatten haben sich im Inneren der Burg versammelt und beraten darüber, was mit Pflingu zu tun sei: Sollen sie ihm auch die Farben der Lebensfreude entziehen, damit er sich vor Grauen beim Anblick seines fahlen Spiegelbildes zu Tode erschreckt, um dann vor Gram und Bitterkeit zum schwarzen Schatten zu werden? Ein Untoter wie sie, der Seelen raubt und erst dann eine schrecklich freudlose Genugtuung empfindet, wenn er lebendige Wesen in pure Bosheit verwandelt hat?

Die Schatten streiten noch lange darüber, ob sie Pflingu sofort in die Dunkelkammer führen, um ihm die Lebensfarben zu entziehen, oder ob sie besser warten sollen.

Ihr Anführer hätte Pflingu am liebsten sofort verblasen lassen, doch da gibt es ein Problem: Sie können die verblassten Farben nicht – wie das unbedingt notwendig ist, um sie vor dem Ausbleichen zu bewahren und weiterzuverwenden –, in den Buntraum stecken, denn der ist abgeschlossen, und der Schlüssel ist im Besitz von Rinaldo, dem König der Unterwelt.

Der ist aber nicht da. Er ist auf der Jagd nach den Farben des Himmels, nach dem Rosa der Morgenröte, nach dem Blau des Himmels im Juli zum höchsten Sonnenstand, wenn kein einziges Wölkchen am Horizont zu sehen ist und kein Windchen weht, nach dem Abendorange nach einem warmen Tag und nach den Farben der Schmetterlinge, die ihm noch in seinem Buntraum fehlen. Diesen Raum besucht Rinaldo mindestens dreimal am Tag, wenn er auf der Burg ist, um sich an der Pracht der Farben zu berauschen.

„Was hat Rinaldo wohl so böse gemacht?“, fragt Fokus nachdenklich.

„Warum willst Du das wissen?“, fragt Roco, der gerade an einem Kronleuchter baumelt.

„Weil das der Schlüssel zu Rinaldos dunklem Geheimnis ist“, sagt Futsch, und alle

schauen Ganga an. Erwartungsvoll.

„Du bist der Einzige, der in diesem Fall Licht ins Dunkel bringen kann“, sagt die blaue Alge. Ganga nickt. Er weiß, was er tun muss. Und das tut er gern, um Pflingu zu befreien.

Die blaue Alge setzt sich auf Gangas Stirn, damit er sich superstark konzentrieren kann. Die Freunde sind mucksmäuschenstill und senden ihm all ihre Konzentration, damit er sich noch besser konzentrieren kann. Denn er muss dieses Mal nicht nur Botschaften und Informationen empfangen und übersetzen, nein –, er muss sich selbst in die Vergangenheit zurückversetzen, die Übertragung von Signalen über die Jahrhunderte hinweg ist allerdings ziemlich schwierig. Zu viele Störungen behindern die fehlerfreie Übermittlung, aber genau darauf kommt es an: auf eine originalgetreue und damit absolut genaue Bildwiedergabe.

Pflingu sitzt derweil völlig verzweifelt in seinem Kerker. Er ist einsam, und er friert. Er hat Hunger, doch das Schlimmste ist: Alle Hoffnung hat ihn verlassen. Wie sollen die Freunde ihn hier finden? Und vor allem: Wie sollen sie ihm hier heraushelfen? Er versucht, gegen seine Angst anzugehen. Tief atmet er durch – erst aus, dann ein – und plötzlich meint er, eine Stimme zu hören. Leise zwar nur, aber ganz deutlich hört er die Worte: „Was kann dir schon passieren? Denk darüber nach.“

Pflingu überlegt. Die Stimme hat Recht: Was kann ihm schon passieren? Nichts! Er wird seine Farbe nicht verlieren, denn sie sitzt nicht nur an seiner Oberfläche, sondern er kann sie fühlen. Mit jeder Faser. Nichts wird ihn so erschrecken können, wie die Schatten sich das vorstellen. Er wird es einfach nicht zulassen. Pflingu atmet nochmals tief durch – erst aus, dann ein.

„Ich bin Pflingu“, sagt er, „und ich bleibe Pflingu! Mit Farben und allem drum und dran und so, wie ich bin. Mein Allerinnerstes können die Schatten nicht zerstören!“ Nachdem er sich diese Sätze im Brustton der inneren Überzeugung mehrmals gesagt hat, fühlt er sich viel besser. Und versteht im selben Moment, dass er keine Angst vor den Schatten hatte, sondern Angst davor, sich nicht selbst vertrauen zu können. Die Angst, vor sich selbst zu versagen, ist eine der schlimmsten Ängste, die es im Leben gibt. Also muss er wohl lernen, sie zu meistern.

Wie er das macht, das soll kein Geheimnis bleiben. Wenn Pflingu merkt, dass die Angst kommt, atmet er tief aus und wieder ein und stellt sich eine blühende Blume vor. Und

er stellt sich vor, wie er durch einen sonnigen Frühlingstag geht und lächelt. Er ist umgeben von Wärme, Ruhe und Geborgenheit. Die Gedanken an das Licht der Sonne vertreiben die Schatten aus Pflingus Gedanken, und er fühlt, ganz beschwipst vor Glück, wie das Leben wieder in ihn zurückkehrt.

Ganga ist zum Platzen konzentriert, und gerade, als er meint, er würde gleich explodieren, ist er plötzlich von der Bildfläche verschwunden. Er schwebt vorbei an dampfenden Monstern auf Schienen und erkennt, dass er soeben die erste kotalaumonische Dampflokomotive gesehen hat. Doch er fliegt noch weiter zurück: Er sieht Kutschen auf den Straßen und Frauen in langen Röcken, die auf den Feldern arbeiten. Er sieht Männer in Ritterrüstungen und mit Federn auf dem Helm. Sie reiten auf Pferden und tragen Kreuze und Schwerter in der Hand. So muss es im Mittelalter auf der Erde ausgesehen haben.

Als Ganga in dieser Zeit angekommen ist, verlangsamt sich sein Flug in die Vergangenheit allmählich, und er landet inmitten einer Burg in einem großen Hof, auf dem ein Springbrunnen goldene Wasserfontänen in die Luft speit. Ein Pfau stolziert durch den Hof und zieht einen prächtigen Federbusch hinter sich her. Eine Magd jagt hinter einem Hahn her, der kreischend entkommt und sich mit einem kraftvollen Flügelschlag empor-schwingt und flattert, als koste es die Welt. Mit aller Kraft, die ihm zur Verfügung steht, fliegt er auf das Dach der Burg, wo er noch heute sitzt und sich mit dem Wind dreht.

Da Ganga im transformiert hochgeistigen Zustand, in dem er sich nun befindet, unsichtbar ist, lassen die Türwachen ihn passieren, und Ganga schwebt an ihnen vorbei in die Burg. Viele Ritter sind um einen Tisch versammelt. Nur einer steht etwas abseits und betrachtet gedankenverloren ein wunderschönes Mädchen, das mit seinen Freundinnen lacht und singt. Da es eine Krone trägt, ist es sicher eine Königstochter. Wie verzaubert schaut der junge Mann sie an, bis die anderen Ritter ihn rufen.

„Rinaldo!“, rufen sie, „komm her, bevor dir die Augen ausfallen. Die Welt ist zu schön, als dass du blind für alle Schönheiten außer der einen durchs Leben gehen solltest.“

Doch Rinaldo lacht nur, und am Abend stiehlt er sich heimlich mit einer Laute unter das Fenster der Prinzessin, um mit samtiger Stimme die schönsten Liebeslieder zu singen, die Ganga je gehört hat. Klänge, die das Herz berühren und glücklicher machen als eine ganze Schatzkiste voller Gold.

Als der Ritter seinen Minnegesang beendet hat und sich lächelnd verbeugt, öffnet sich das Fenster und ein junges Mädchen wirft eine Rose in den Hof. Doch was ist das?

Ganga stutzt. Es ist nicht das rotlockige Mädchen, dem Rinaldo so ganz offensichtlich seine Gunst geschenkt hatte. Das Mädchen, das das Fenster öffnet und die Blume zu Rinaldos Füßen fallen lässt, ist blond. Doch das kann Rinaldo von seinem Platz aus nicht sehen.

Ganga filmt die Szene ganz genau im Erinnerungsmodus. Er achtet darauf, dass die Farben des Glücks, der Gesang und das Lachen besonders sorgfältig gespeichert werden. Und auch die Ritter und die Hofdamen filmt er, wie sie lachen und scherzen und wie sie tanzen und singen. Rinaldo mit den verliebten Augen und der schönen Stimme zoomt er so nah heran, dass man kleine Strahlen in seiner Pupille sehen kann. Rinaldo ist zweifellos so glücklich, wie ein Mensch nur sein kann.

Aber auch die Blonde, die übrigens Miranda heißt, zoomt Ganga ganz nah zu sich heran. Hochmütig schaut sie in den Hof hinunter. Und ihr Gesicht ist – ja, es ist ganz grau. Die Farben sind dabei zu verblassen. Ganga spürt, wie er eine Gänsehaut bekommt, als er ihre Augen sieht: Sie sind kalt und ausdruckslos.

Und so wird Ganga Zeuge einer Geschichte, die mindestens genauso schaurig ist wie die Schauernmärchen, die man sonst so hört. Aber diese Geschichte ist im Gegensatz zu einem Märchen leider wahr. Ganga filmt, was das Zeug hält. Und weil er durch Zeit und Raum reisen kann, sieht er Dinge, die bisher im Verborgenen lagen: Er sieht, dass Miranda das rotlockige Mädchen am nächsten Tag in einen Zeitenspiegel schauen lässt, der zeigt, wie Rinaldo sein Ständchen singt. Doch kurz bevor der Spiegel zeigt, wie Miranda ihm die Rose zuwirft, nimmt die den Spiegel schnell wieder an sich.

Adele, so heißt das rotlockige Mädchen, wirft den Spiegel entsetzt gegen eine Wand und weint bitterlich. „Bring mich fort von hier, Miranda, so viel Verrat bricht mir das Herz. In tausend Scherben liegt es in meiner Brust und peinigt mich. Was bleibt mir jetzt noch anderes, als den König von Landusia zu ehelichen, der seit Jahren um mich wirbt und letzte Woche bei unserem Vater um meine Hand angehalten hat“, haucht sie, und mit letzter Kraft setzt sie hinzu: „Nie wieder will ich diesen Ehrlosen wiedersehen, der Dir schöne Augen macht, obwohl er mir die Treue schwor. Dir aber, liebste Schwester, danke ich, dass Du mir die Wahrheit über Rinaldo gezeigt hast.“

Liebste Schwester? Ganga hätte Adele am liebsten geschüttelt, damit sie sieht, was er gesehen hat. Doch Adele hat das Gesicht in den Händen verborgen, und deshalb entgeht ihr, wie hinterhältig Miranda lächelt.

Für Rinaldo geht die Welt unter, als der König ihm am Morgen mitteilen lässt, er solle den Hof noch am selben Tag verlassen und sich ja nie wieder blicken lassen. Seine Freude und seine Hoffnung und vor allem: seine Liebe zerfielen in diesem Augenblick zu Asche. Auch sein Gesicht hatte alle Farbe verloren und sein Leben, das gestern noch so schön und vielversprechend erschien, war ihm plötzlich zur Last geworden. Er litt Höllenqualen, und als er erfuhr, dass Adele den König von Landusia geheiratet hatte, wurden Rinaldos Gedanken schwärzer als die Nacht. Ein neuer Schatten war geboren. Einer jener schrecklichen Schatten, die alles Schöne dieser Welt vernichten, weil sie ihre Liebe verloren haben.

Und warum das alles? Wegen einer Geschichte, die fast so alt ist wie der Anfang der Welt. Egal, auf welchem Planeten wir uns auch befinden, es scheint sie immer zu geben: Neid und Missgunst, verschmähte Liebe, Eifersucht und Hass.

Genau das sind die Gründe, die manche Wesen dazu bringen, andere Wesen ins Unglück zu stürzen. So auch Miranda, die unsterblich in Rinaldo verliebt war und es nicht ertragen konnte, dass er Adele bevorzugt und ihr sein Herz geschenkt hatte.

Ganga ist erschüttert. Er folgt nun Rinaldo auf dem Fuße und erlebt dessen weitere Geschichte im Zeitraffer. Er wird Zeuge von Rinaldos Bösartigkeit, die aus seiner zerbrochenen Liebe erwuchs, und von seinen dunklen Taten, er filmt und speichert jede einzelne Episode direkt auf seine Festplatte. Bis ins kleinste Detail dokumentiert Ganga, wie Rinaldo besonders glücklichen Wesen ihre Farbe und ihr Leben zu stehlen sucht. Aber nicht immer ist ihm das gelungen. Es gab auch Wesen, die sich ihm widersetzt haben. Das waren die Wesen, die so fest an sich, an ihre Liebste oder ihren Liebsten und an die Liebe selbst glaubten, dass nichts sie erschüttern konnte. Aber über die Jahrhunderte hinweg fanden sich nur drei besonders Glückliche, die standhaft an ihrem Glück festhielten und ihre Farbe nicht verloren hatten – egal, was Rinaldo anstellte, sie blieben unbeeindruckt, und Rinaldo hasste sie unsäglich dafür.

Er hätte auch Pflingu gehasst, denn der hatte Rinaldos Spiel durchschaut. Er weigert sich einfach, weiterhin Angst zu haben, weil sie ihn dazu bringt, den Blick für die schönen Dinge zu verlieren und sie einfach zu vergessen. Und so schuf seine eigene Angst die besten Voraussetzungen für die Schatten, Macht über ihn zu ergreifen und mit ihm zu machen, was sie mit ihm machen wollten.

„Aber nicht mit mir!“, brüllt Pflingu laut und spürt, wie viel Kraft seine Stimme hat.

„Nicht mit mir!“, brüllt er noch einmal, und er spürt, wie klar sein Kopf wird. Ihn werden sie jedenfalls nicht mehr ängstigen, diese Gestalten der Finsternis ...

Ganga macht sich ganz schnell auf den Rückflug in die Gegenwart, sobald er die ganze Geschichte auf der Festplatte hat. Die Freunde sitzen noch genauso da, wie sie bei seinem Abschied gesessen hatten, denn sie wollten auf keinen Fall Energien unnütz verschwenden, die Ganga vielleicht bei seinem Abenteuer benötigen würde.

„Das ging aber schnell“, sagt Roco freudig, als Ganga wie durch Zauberhand plötzlich wieder vor ihnen sitzt. Roco hüpfert vor lauter Vergnügen über Gangas Rückkehr wie ein Gummiball in der Gegend umher. „Schnell?“, fragt Ganga erstaunt, dem seine Reise wie eine Ewigkeit vorgekommen war. „Ja“, sagt Fokus und räkelt sich wohligh auf dem Gras.

„Bevor ihr einschlaft“, sagt Ganga, „werde ich euch meinen Film vorspielen. Ihr werdet Augen machen, das verspreche ich euch.“ Er holt ein großes weißes Bettlaken hervor, das er in der Burg gefunden hatte, und befestigt es an zwei hohen Sträuchern. Mit höchst konzentriertem Blick aus seinen vor Anstrengung zusammengekniffenen Augen projiziert er die Aufnahmen über seine Pupillen auf das Laken.

Gespannte Stille herrscht. Niemand sagt ein Wort, bis der Film zu Ende ist. Und auch danach ist erst einmal kein Wort von den Freunden zu hören.

„Das ist unglaublich“, sagt Fokus schließlich.

„Miranda ist ein Miststück“, sagt Flotsch höchst verärgert.

„Jetzt müssen wir warten“, sagt Roco.

„Ganga, auch wenn du bestimmt sehr müde bist: Kannst du Kontakt mit Rinaldo aufnehmen?“, fragt Futsch.

„Du meinst, damit er möglichst schnell in die Burg kommt?“, fragt Ganga.

„Ja“, sagt Futsch nur noch, dann rollt er sich zusammen. Der Tag war einfach zu viel für ihn gewesen. Die Freunde kuscheln sich so eng wie Löffelchen in einer Besteckschublade zusammen, damit sie es schön warm haben, und schlafen ganz schnell ein.

Am nächsten Morgen werden sie von einem seltsamen Geräusch geweckt. Sie reiben sich die Augen, und als sie zum Himmel schauen, sehen sie einen großen schwarzen Greif durch die Lüfte fliegen. Er hat drei Köpfe und sucht mit seinen sechs Augen die Erde nach einem geeigneten Landeplatz ab, bevor er zur Landung ansetzt. Als er schon

fast auf dem Boden angekommen ist, sehen die Freunde, dass Rinaldo auf dem Rücken des Greifs sitzt oder besser: der Schatten von Rinaldo. Er eilt in die Burg.

Ganga klemmt das Laken unter den Arm, und gemeinsam folgen die Freunde Rinaldo in die große Empfangshalle.

Pflingu atmet zum letzten Mal tief durch. Dann tritt er in den Inneren Kreis. Sein Herz schlägt zwar wie ein großer Hammer in seiner Brust, aber er ist fest entschlossen, sich davon nicht beeindruckt zu lassen. Und tatsächlich: Nach wie vor spürt er, wie stark er ist. Er hat seine Angst besiegt und steigt die Treppen hinauf. Er öffnet die Tür genau in dem Moment, als sich die Schatten auf Ganga stürzen, der gerade dabei ist, die Leinwand aufzuhängen. Doch der lacht nur laut, und dieses Lachen hält die schwarzen Gestalten auf Abstand. Sie scheinen sich vor seiner Furchtlosigkeit zu fürchten.

„Schaut her“, sagt Ganga, „schaut, wie euer Anführer aussah, als er noch kein Schatten war.“ Wie gebannt bleiben die Schatten stehen. Und auch Rinaldo, der zum Sprung auf Ganga angesetzt hatte, kann sich plötzlich nicht mehr rühren. Was er da sieht, fesselt ihn, und als er Adeles Antlitz sieht, fängt er an zu schluchzen. Mit jedem Schluchzer verwandelt er sich von einem zweidimensionalen Wesen in eine dreidimensionale Gestalt, in der seine Tränen Platz haben wie in einem Brunnen. Schließlich geht Rinaldos Schluchzen in ein Weinen über, und dort, wo die Tränen die Wangen hinunterlaufen, waschen sie das Schwarz ab und machen ein helles Rosé sichtbar. Die Schatten glotzen abwechselnd vom König der Unterwelt auf das Laken und wieder zurück. Sie sind völlig entgeistert.

Rinaldo aber starrt mit aufgerissenen Augen auf die Leinwand und sieht voller Groll, was Miranda getan hat. Er sieht, wie Adele seinetwegen weint, und er flüstert so zärtlich mit dem Wesen auf der Leinwand, als säße es direkt vor ihm. Versöhnlich lächelt er Adele zu, und dieses Lächeln färbt seine Wangen rosig. Ein kleines Strahlen stiehlt sich in seine Augen, die nach und nach ihr altes Blau annehmen und sich allmählich wieder mit Leben füllen. Als er voller Wut Miranda auf der Leinwand sieht und sie beschimpft, erblüht die Farbe Purpur auf seiner Haut, und sein Körper scheint zu glühen. In alter Schönheit und Kraft steht er vor seinen gespentischen Anhängern und Anhängerinnen, die plötzlich vor ihm zurückweichen, denn er wirkt so lebendig und stark, dass sie sich vor ihm fürchten – und lieber aus der Distanz beobachten, wie Rinaldo den Schlüssel nimmt und die Buntkammer öffnet.

Ganga lässt den Film weiterlaufen. Von jedem der Schatten, die da versammelt sind, hat er Bilder auf der Festplatte, die er nun auf das Laken projiziert. Und immer, wenn ein Schatten sich erkennt, beginnt er zu weinen, als er sieht, was er einmal war und was aus ihm geworden ist und welches Leid er anderen Wesen angetan hat. Doch über die Tränen und die Reue kommen auch die Gefühle zurück in die Schatten, die der Reihe nach ihre alte Gestalt annehmen und mit den Farben aus der Buntkammer wieder zu denen werden, die sie einmal gewesen waren: fröhliche, lachende, traurige, mitfühlende, freche, verschmitzte, lebendige Wesen.

Nur eine Gestalt bleibt so leblos wie zuvor, obwohl die Tränen das Schwarz auf ihrem Gesicht weggewaschen haben: Miranda. Auch sie ist unter den Schatten. Jahrhunderte lang hatte sie ihre Tat nicht bereut, denn ihre Gefühle waren mit ihrer verschmähten Liebe gestorben. Doch als sie nun den Film anschaut und als sie Rinaldos Leid erlebt und ihre Schwester Adele sieht, schämt sie sich so sehr und wird von einer so bodenlosen Trauer überwältigt, dass sie am liebsten tot umgefallen wäre. Sie weint und weint, und es scheint so, als würde sie nie wieder aufhören können zu weinen, bis Rinaldo, der ihr Leid nicht mehr mit ansehen kann, ihr die Hand auf die Schulter legt.

„Weine nicht“, sagt er, „das macht Adele nicht mehr lebendig. Und unser gemeinsames Unglück dreht die Zeit nicht zurück. Lass uns einen Rosenbusch auf Adeles Grab pflanzen. Du sollst ihn pflegen und mit dem Wasser deiner Tränen gießen, dann wird dieser Rosenbusch schöner und wunderbarer duften als alle Rosensträucher dieser Welt.“

Für die Freunde ist es Zeit, nach Hause zu gehen. Doch bevor sie loswandern, umarmen sie Pflingu, der ihnen auf dem Rückweg stolz sein Abenteuer erzählt und in den buntesten Farben beschreibt, wie er seine Angst besiegt hat.

Professor Zweistein notiert höchst zufrieden in sein Notizbuch: 'Kotalaumona von einem schrecklichen Fluch befreit, der seit Jahrhunderten auf dem Planeten lag. Das Leben ist herrlich. Ohne Farben keine Freude. Ohne Freundschaft keine Freunde.'

Na gut, darauf wären wir alle auch sicher ganz von alleine gekommen, aber wenn ein Professor das schreibt, dann können wir ganz sicher sein, dass es auch stimmt.

Die Freunde haben einen langen Rückweg, doch kurz nach Sonnenuntergang kommen sie endlich zu Hause an. Vor dem Einschlafen legt die blaue Alge sich auf Gangas Stirn und fragt: „Und, Ganga, was siehst Du?“

„Die Zukunft“, sagt Ganga.

„Und was siehst Du genau?“, fragt die blaue Alge.

„Dass, dass ...“, Ganga stottert, denn er traut seinen Augen nicht, „dass die Wurzeln des schönsten Rosenstrauchs, den ich jemals sah, sich in Füße verwandeln. Nein, sie verwandeln sich in Hände. Nein, sie verwandeln sich in zwei Füße und in zwei Hände und Arme und Beine und einen Hals und einen Bauch und einen Kopf. Und in ... nein, ich glaube es nicht! Wisst ihr, wen ich vor mir sehe?“

„Adele, die Rinaldo küsst“, sagen Futsch und Roco und Fokus gelangweilt wie aus einem Munde.

„Woher wisst ihr das?“, fragt Ganga verwundert.

„Weil wir noch ein Happyend für dieses Abenteuer brauchten“, sagen die Freunde und kuscheln sich eng zusammen.

Der König und der Feuerteufel

„Fast wie Urlaub“, seufzt Pflingu, der vorerst genug von Abenteuern hat, „so könnte es immer sein.“

Dieser Tag ist aber auch besonders schön und wirkt auf den ersten Blick so harmlos wie ein Foto in einem Ferienprospekt. Alles ist ruhig und friedlich auf Kotalaumona, und deshalb – es ist kaum zu glauben, aber wahr – verbrachten die Freunde einen ganzen Tag am Meer zusammen, ohne dass irgendwer Hilfe brauchte, gerettet werden musste oder abhanden kam.

Professor Zweistein liegt nun schon seit Stunden vor seinem Traumenergiefernrohr und macht sich ernsthaft Sorgen, denn nichts rührt sich, bis Roco endlich auf die glorreiche Idee kommt, einen Spaziergang zu machen. Er muss hinaus in die Welt. Und so packen die Freunde einen Rucksack mit Proviant, Sonnenmilch und Handtüchern und freuen sich darauf, den südlichen Teil der Insel zu erforschen.

Philomena nickt freundlich zur Begrüßung, als ihr die Freunde über den Weg laufen und fast über sie gefallen wären. „Guten Morgen“, sagt sie wohlgelaunt und langsam wie immer, „wo geht’s denn heute hin?“

„Bestimmt wieder in ein Abenteuer“, sagt Roco hoffnungsvoll.

„Um Himmels Willen, bloß das nicht!“, sagt Pflingu abwehrend.

„Aber warum denn nicht?“, sagt Fokus zum Erstaunen aller, „solange wir alle zusammen sind, kann uns doch gar nichts passieren.“

Futsch nickt zustimmend. Nur Ganga runzelt die Stirn. Er kann schließlich Philomenas Gedanken lesen, und die lassen nichts Gutes ahnen.

„Passt gut auf“, sagt die dann auch vorausschauend, wie es ihre Art ist, „und seid mutig. Ihr wisst ja, dass eure eigene Angst euer größter Feind ist.“ Pflingu nickt. Ja, davon könnte er ein Liedchen singen.

Doch was sie da nach kaum zwanzig Minütchen im Wald treffen, wirkt so gar nicht angsteinflößend auf die Freunde: Eine merkwürdige Figur mit einer Krone auf dem Kopf springt gut gelaunt durchs Gebüsch, pflückt hier ein Blümchen und riecht dort an einer Blüte, hüpfte auf einem Bein von Blume zu Blume und sammelt zwischendurch glatte weiße Kiesel, die sie in ihre Taschen steckt. Die sind schon ganz ausgebeult und schwer und ziehen den roten, mit einem Hermelinkragen besetzten Mantel nach unten.

„Ein König?“, fragt Fokus ungläubig.

„Sieht so aus“, sagt die blaue Alge.

„Sapperlot“, sagt Roco, „wer hätte das gedacht? Ein König auf Kotalaumona.“

Es gab gar keine andere Möglichkeit. Wer sonst trägt einen roten Mantel mit Hermelinkragen, einen weißen Bart und eine mit Edelsteinen besetzte Krone? Andererseits: Wie passt das Königsein mit diesem gut gelaunten, singenden Greis zusammen, der ihnen freundlich zunickt, um dann ein besonders schönes Steinchen vom Boden aufzuheben? Könige sind bekanntlich entweder auf der Jagd oder sitzen auf einem Thron, wenn sie nicht an einer langen Tafel sitzen, die unter dem Gewicht erlesener Köstlichkeiten fast zusammenbricht. Die Freunde schauen sich ein bisschen ratlos an. Wie begrüßt man einen König? Sagt man: „Guten Morgen, Durchlaucht“ oder: „Seid begrüßt, Erhabener“, sagt man: „Grüß Gott, Eure Hoheit“ oder etwa: „Ich entbiete Euch meine Honneurs, Eure Majestät?“

Futsch versucht es mit „Guten Tag, mein König“, doch der alte Mann nimmt keine Notiz von diesem Gruß. Stattdessen versucht er, den Gesang einer Amsel nachzuahmen und schlägt albern mit den Armen. Er klettert ein wenig unbeholfen auf den unteren Ast eines Kirschbaums, tiriliert ganz ordentlich und springt, wild mit den Armen schlagend, todesmutig zwei Meter hinunter in die Tiefe. Die Freunde halten den Atem an, denn

beim Hinabspringen bleibt der König mit seinem Kragen an einer Astgabel hängen und schwebt hilflos kichernd zwischen Himmel und Erde. Wenn auch nur kurzzeitig, denn dann löst sich der Mantel samt königlichem Inhalt vom Kragen und plumpst unbeholfen aufs weiche Moos. Kreischend vor Vergnügen kugelt sich der König auf dem Boden, klopft sich auf die Schenkel und kann sich vor Begeisterung gar nicht mehr beruhigen.

„Hoheit“, sagt Futsch ziemlich befremdet, „Sie haben da was verloren.“

'Was verloren' ist gut. Der gesamte Inhalt seiner ausgebeulten Taschen ist auf dem Waldboden verteilt: ein angebissenes Leberwurstbrot, ein goldener Ball, der sich bei näherem Hinsehen als Reichsapfel entpuppt, einige Goldtaler und Edelsteine, eine bunte Tröte, Luftschlangen, eine ganze Wagenladung Glasmurmeln und ein Eulenspiegel.

Die Augen des Königs leuchten auf. Er kniet sich nieder, gräbt eine Kuhle und beginnt, selbst- und weltvergessen die Murmeln in die Vertiefung zu befördern. Mal lässt er sie über den Boden kullern, mal spuckt er sie in die Kuhle, mal dreht er sich um und spielt blind, um dann seine Brille aufzusetzen und nachzuschauen, wo die Murmeln gelandet sind.

Professor Zweistein hantiert angelegentlich an seinem Fernglas herum, aber er kann das Bild, das er da sieht, nicht schärfer einstellen. Immer wieder kommt dieselbe unglaublich lächerliche Gestalt auf seiner Netzhaut an und übermittelt die Botschaft: König, der vollkommen neben der Kappe ist und sich in höchstem Maße kindisch benimmt.

Die Freunde schauen sich an. Keine Frage, mit diesem König stimmt etwas nicht. „Was er wohl hat?“ Pflingu ist besorgt – der arme König, ein Narr?

„Besser solltest du fragen, was er wohl nicht hat“, hören sie da eine Stimme, „oder noch besser: was er nicht mehr hat.“

„Alle Tassen im Schrank?“, fragt Roco übermütig.

„Keine Freunde mehr?“, fragt Fokus mitfühlend.

„Nein, nicht mehr alle beisammen“, stellt Futsch fachkundig fest, „dem Armen fehlt es an Material im Dachstübchen.“

Gespannt schauen sie in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Sie hören ein schweres Knacken im Untergehölz. Kein Wunder – die Dame, die sich da durch die herabhängenden Äste schiebt, ist kugelrund und trägt ebenfalls einen roten Hermelinmantel und eine Krone auf dem Kopf. Sie wird wohl die Königin sein.

Bekümmert sieht sie die Freunde aus ihren himmelblauen Augen an. „Der König hat seinen Verstand verloren“, sagt sie leise, „das ist furchtbar, denn er kann unser Reich nicht mehr regieren. Seit ein paar Monaten schon leben unsere Untertanen in Angst und Schrecken, weil die Ritter sich um die Macht streiten und die Höfe der Bauern plündern. Die Bewohner wagen sich kaum noch vor die Tür. Alle warten darauf, dass endlich etwas passiert. Aber keiner weiß, was das sein könnte. Manchmal fällt mir zwar etwas Gescheites ein, aber ich bin es nicht gewohnt zu regieren. Doch vor allem: Ich habe keine Zeit. Dauern dich der König aus, und ich muss ihn suchen. Und wenn ich ihn gefunden habe, muss ich mit ihm spielen, sonst ist er beleidigt. Ach, es ist ein Jammer um diesen Mann, der früher voller Weisheit und sehr beliebt bei seinen Untertanen war.“

Der König jubelt, weil er es tatsächlich geschafft hat, alle Murmeln in der Kuhle zu platzieren. Begeistert klatscht er sich selbst Beifall.

„Warum hat der König denn seinen Verstand verloren?“, fragt Futsch höchst angetan. Er interessiert sich nun mal für alles, was mit Krankheiten, Wahnsinn und Missstimmungen zu tun hat. Schließlich verfügt er über Heilzauberwissen und freut sich immer, wenn er etwas Neues dazulernen kann.

Die Königin zieht vor Unglück die Schultern fast bis an die Ohren. „Wir wissen es nicht“, sagt sie, „aber wir vermuten, dass es Malus war. Er sammelt Geistesblitze in einer durchsichtigen Kristalltruhe und war, solange ich denken kann, darauf aus, den König zu bestehlen, denn der war nicht nur wirklich weise und konnte am besten von uns allen denken, sondern er hat sich auch dauernd mit neuen Dingen beschäftigt. Er liebte es, mit Gedanken zu jonglieren und die Resultate dieser Gedankenspiele Wirklichkeit werden zu lassen. So hat er den sich selbst aufblasenden Luftballon erfunden, ein künstliches Gebiss aus geschliffenen Kieselsteinen für zahnlose Tiger und Löwen sowie die tödlich gefährlich aussehenden Attrappenschwerter, mit denen sein Heer die Großmaulmanen im Osten in die Flucht schlug, obwohl diese Waffen tatsächlich, wie der Name schon sagt, nur Attrappen aus Pappe waren.“

Der König verfügte über ein unglaubliches Wissen und wusste manchmal sogar Dinge, die nicht einmal in der *Encyclopædia Brimbora* stehen. Ach, es ist ein Jammer, Jammer, Jammer ...“ Die Königin schnäuzt sich hörbar in ihr kunstvoll besticktes Batisttaschentuch.

„Tja, da muss doch was zu machen sein“, sagt Futsch gedehnt.

Er ist der festen Überzeugung, dass es für und gegen jedes Unheil ein Kräutlein, einen Zauber oder sonst ein Mittelchen gibt.

„Wenn euch etwas einfällt, um den König wieder in seinen alten Geisteszustand zurückzusetzen“, erwidert die Königin, „würdet ihr mich zum glücklichsten Menschen unter der Sonne machen. Und selbstverständlich würdet ihr eine angemessene Belohnung erhalten. Oder hättet einen Wunsch frei.“

Nun, gegen eine Belohnung war natürlich nichts einzuwenden. Aber sie war nicht der Grund, warum die Freunde dem König helfen wollten. Sie hatten ihn und seine Königin ein bisschen ins Herz geschlossen. Und jemanden zu mögen, ist Grund genug, ihm auch zu helfen. Und so versucht Futsch zuerst einmal herauszufinden, was der König hat bzw. was ihm fehlt und wie ihm zu helfen ist.

Futsch geht langsam auf den König zu, doch der weicht misstrauisch zurück. Als Futsch sich allerdings kopfüber an einen Ast hängt und hin und her schaukelt, schaut der König gespannt zu: Wird Futsch sich wohl in einen kleinen Affen verwandeln und ihm eine lustige Zirkusvorstellung bieten? Offensichtlich nicht, denn Futsch bleibt Futsch. Doch der hat etwas ganz anderes zu bieten als eine Affenschau: nämlich einen Zauberstab, der am unteren Ende strahlt. Als dieses Wunderding zusammen mit Flotsch aus der Vorrichtung auf Futschens Rücken fällt, klatscht der König begeistert und läuft auf Futsch zu, um ihm die Hand zu schütteln und den strahlenden Stab zu bewundern.

Als der König näherkommt, spielt der Zauberstab in Futschens Hand plötzlich vollkommen verrückt. Kleine gelb-orangefarbene Blitze fahren knisternd aus dem Kopf des Königs in das untere Ende des Stabs. Der glüht feuerrot und zischt.

Futsch bleibt der Mund offenstehen. So hat er seinen netten, friedlichen Zauberstab, der gewöhnlich Heilzauber vollbringt und anderen Lebewesen hilft, noch nie erlebt. Und Flotsch reibt sich verwundert die Augen, weil er nicht sicher ist, ob er sich gerade in der Traum- oder in der Wachzeit befindet. „Was ist denn das?“, ruft er entgeistert, nachdem Ganga den König geistesgegenwärtig aus Futschens Nähe gezogen hat.

„Eine einseitige Energieübertragung“, sagt Ganga, „Majestät müssen ein perforiertes Hirn haben.“

„Löcher im Kopf?“, fragt die Königin pikiert, „ihr meint, er ist nicht ganz dicht?“

„Ja, Majestätin, sieht so aus. Majestät haben ein Hirn wie ein Sieb“, antwortet Ganga wahrheitsgemäß, „und ich glaube, ich weiß auch, wie sie dort hineingekommen sind.“

Niemand sagt etwas. Alle schauen ratlos auf den König, der fröhlich Purzelbäume schlägt. „Das ist ja unglaublich“, sagt Futsch, „doch wenn das stimmt, dann müsste es auch möglich sein, dass die Energie nicht nur aus seinem Kopf austritt, sondern dass er über die Löcher auch wieder Energie zugeführt bekommt, nicht wahr?“

Ganga überlegt nicht lange. „Ja“, sagt er dann, „nach allen Regeln der Logik müsste das wohl möglich sein.“

„Doch zuerst“, sagt die blaue Alge, „müssen wir dafür sorgen, dass er nicht noch mehr Geistesgegenwart verliert. Nehmt Majestät also bitte die Krone ab.“

Die Königin nimmt das schwere Ding unter des Königs Protest an sich, und die Alge legt sich zum ersten Mal auf ein durchlauchtiges Haupt. Sofort beruhigt sich der König, denn die Alge ist so angenehm kühl, als sie sich auf dem kahlen Kopf des Königs breit macht und wohlig räkelt.

Ein Kopf ohne Haare ist wunderbar glatt, und die Alge fühlt sich ausgesprochen wohl. Der König auch. Er kichert albern, als er sein Antlitz in seinem Eulenspiegel betrachtet – er sieht aber auch einfach zu lächerlich aus mit diesem blauen Ding auf seinem Kopf. Und natürlich auch deshalb, weil die Alge ihn ein bisschen kitzelt. Der König seufzt glücklich, denn seine Welt ist in diesem Moment wunderbar rosablau.

„Schau mal“, sagt die blaue Alge zu Futsch, „ob noch immer irgendwo aus seinem Kopf Energie entweicht.“ Offensichtlich nicht. Die blaue Alge scheint jedes Löchlein abgedichtet zu haben.

„Und was, glaubst du, mein Lieber, wie das Haupt des Königs perforiert wurde?“, will die Königin wissen. „Durch Wissen“, sagt Ganga, „oder besser: durch widersprüchliche Aussagen, die das Gehirn des Königs einfach nicht verarbeiten konnte.“

„Irgendwer muss dem König also Informationen gegeben haben, die seine Hirnzellen zum Kollidieren brachten“, ergänzt Futsch.

„Zum Korrigieren?“ Roco versteht mal wieder so gar nicht, was Futsch meint.

„Kollidieren heißt: zusammenknallen“, belehrt ihn die blaue Alge. „Offensichtlich hat jemand den König mit Fragen und Widersprüchlichkeiten bombardiert, auf die es keine Antworten gibt. Dennoch hat der König vermutlich wie ein Verrückter danach gesucht –

und zack! –, irgendwann müssen wohl eine Menge Gehirnzellen heißgelaufen und explodiert sein, und schon war das hochherrschaftliche Hirn perforiert.“

„Majestät sind also im wahrsten Sinne des Wortes so richtig durchgeknallt?“, fragt die Königin ungläubig.

„So ist es“, sagt die blaue Alge.

„Dagegen habe ich leider keinen Heilzauber“, sagt Futsch traurig.

„Dagegen gibt es auch keinen Heilzauber“, sagt die blaue Alge, „aber es gibt andere Möglichkeiten. Kommt, lasst uns den vermaledeiten Malus suchen.“

„Der kann nicht weit sein“, sagt die Königin, „er hält sich immer in der Nähe seines feuerspeienden Bergs auf, denn er braucht viel Energie für seine Gedankenblitze.“

Sie nehmen den König mit, der den ganzen Weg über singt und so sehr hüpfet, dass die blaue Alge bald ganz grün im Gesicht wird. „Bin ich froh, wenn wir da sind“, stöhnt sie. Und kaum hat sie das gesagt, sehen sie in einiger Entfernung einen hohen Berg. Rauchwölkchen stehen darüber, und ab und zu ist ein tiefes Grollen zu hören.

„Da müssen wir aber doch jetzt wohl nicht hinein!“, sagt Pflingu mit großen Augen. „Ich fürchte doch“, erwidert Futsch, „Malus wird uns wohl kaum hier draußen empfangen und uns freiwillig die Geistesblitze des Königs zurückgeben.“

Nicht nur Pflingu hat Angst. Er ist allerdings der Einzige, der zugibt, dass er sich fürchtet. Allen sitzt die Furcht im Nacken, aber genauso gut wissen auch alle, dass es kein Zurück gibt. Entweder – oder, dazwischen gibt es in dieser Situation nichts.

„Kommt“, sagt Fokus todesmutig, „solange wir zusammenhalten, kann uns doch gar nichts passieren.“

Nun, davon ist Pflingu nicht ganz so überzeugt. Vor allem, als er erfährt, dass Malus ganz schrecklich gefährliche Freunde hat. „Höllenhunde“, sagt die Königin, die die meisten Einwohner ihres Reiches recht gut kennt, „ganz gemeine Kreaturen.“

Allen rutscht das Herz in die Hosen. Damit hatten sie nicht gerechnet. Nach ihren erfolgreich bestandenen Abenteuern hatten sie geglaubt, sie könnten so mir nichts dir doch mal eben in den Berg spazieren und die von Malus im Schweiß seines Angesichts mühsam geraubten Geistesblitze einfach aus der großen, aus durchsichtigem Kristall gefertigten Truhe herausholen und mitnehmen.

Doch der Eingang wurde nicht nur von Höllenhunden bewacht, wie man jetzt riechen kann, denn Schwefelgeruch liegt in der Luft, nein, der clevere Malus, der sein Hirn ganz schön mit den geklauten Geistesblitzen aufgepeppt hat, hatte ein höchst kompliziertes Labyrinth auf dem Weg zum Eingang angelegt, und bisher jedenfalls hatte es noch niemand geschafft, in den Berg zu gelangen.

Viele hatten aber leider auch den Rückweg nicht gefunden und ihr Leben in diesem Wirrwarr von Gängen gelassen.

Der König sieht mit Empörung, wie Ganga in die rechte Tasche des hoheitlichen Mantels greift, die mühsam gesammelten Kieselsteine zum Vorschein bringt und auf dem Weg ins Innere des Irrgartens hinter sich wirft. So würden sie auf jeden Fall den Rückweg finden. Wenigstens das!

Aber den Weg hinein finden sie trotzdem nicht. Sie suchen bereits seit Stunden, als Flotsch den besten Geistesblitz aller Zeiten hat: Er fliegt einfach so hoch über die Köpfe der Freunde hinaus, bis er die Welt aus der Vogelperspektive und die Wege durch das Labyrinth klar und deutlich vor sich sieht.

Und so brüllt er seine Anweisungen aus luftiger Höhe nach unten direkt in Gangas Translationspeicher: „Jetzt wieder rechts, geradeaus, nein, jetzt nach links und dann wieder nach rechts.“ Es geht zwar langsam voran, aber immerhin geht es voran, und gut Ding will Weile haben. Irgendwann hat selbst der längste Weg ein Ende. Auch dieser. Doch führt er die Freunde nicht gleich an ihr Ziel. Vor ihnen sitzen leibhaftig schreckliche Gestalten aus Feuer, die den Eingang bewachen und mit langen Zungen nach den Freunden lecken. Der König ist der Einzige, der sich freut, diese lodernen Gesellen zu sehen. Er bietet ihnen eine Murmel als Gastgeschenk, doch die Höllenhunde fauchen ihn böse an.

Das lässt sich selbst ein durchgeknallter König nicht gefallen. Er steckt die Murmel in den Mund und spuckt sie mit voller Wucht auf die Höllenhunde. Die knurren böse und weichen zurück. Doch nicht vor der Murmel, die einfach durch sie hindurchschießt, sondern vor der Spucke, die der König so reichlich mit in ihre Richtung gespuckt hatte.

„Wasser“, sagt die blaue Alge, „wir brauchen Wasser. Das fürchten diese Höllenhunde offensichtlich so sehr wie der Teufel das Weihwasser. Wir müssen den Berg unter Wasser setzen und das Feuer löschen.“ Eine gute Idee. Eigentlich. Doch es gibt nirgends Wasser weit und breit.

Der König kramt in seinen Taschen herum und zieht seine Tröte hervor. Er ist in Querulantenlaune und tut nun alles dafür, den Höllenhunden das Leben zur Hölle zu machen.

Die Feuermonster schauen gequält, als hätten sie sich soeben selbst verbrannt. Prima! Das gefällt dem König, der nun volle Kraft voraus in seine Tröte bläst, bis sein Blick auf die goldene Flöte an Futschens Hals fällt. Die Flöte, die das Schwarze Einhorn den Freunden geschenkt hatte. Noch bevor Futsch begreift, wie ihm geschieht, hatte der König ihm die Flöte vom Hals gerissen und hineingeblasen. Glockenhell schwingt sich ein Ton durch die Luft, schöner und reiner als irgendein Ton, der jemals in der irdischen Welt vernommen wurde. „Wunderbar“, sagt die blaue Alge andächtig, und der König bläst nochmals in die Flöte, weil ihm der glockenreine Klang so gut gefiel.

Aus weiter Entfernung ist Hufschlag zu hören, der sich schnell nähert, und bald steht das Einhorn atemlos vor ihnen. „Ihr habt gerufen“, sagt es, „und ich bin gekommen, um euch zu dienen. Was kann ich für euch tun?“

Die Freunde erzählen ihm zwar vom Missgeschick des Königs. Doch, ehrlich gesagt, wissen sie nicht, wie ihnen das Einhorn bei der Lösung dieses Problems helfen könnte.

„Nun, dann lasst euch überraschen“, sagt das Einhorn gut gelaunt, „ich habe da eine Idee.“ Er lässt einen schrillen Pfiff hören, und vier Phönixe kommen geflogen, packen das Einhorn und fliegen mit ihm in den Himmel. Bis in die Wolken fliegen sie, und dann, ja, dann macht das Einhorn etwas, worauf die Freunde niemals gekommen wären. Es kratzt mit seinem starken Horn an den Wolken, bis sie sich öffnen und ihren gesamten Inhalt über dem Eingang zum Berg ausschütten. Gut, dass die Freunde unter einem Felsvorsprung standen, sonst wären sie womöglich weggeschwemmt worden. So aber beobachten sie von ihrem sicheren Platz aus, wie unvorstellbar große Wassermassen vom Himmel hinabstürzen und die Höhle unter Wasser setzen. Die Höllenhunde winseln, und die Freunde werden staunend Zeugen, wie die Höllenhunde in nullkommanix ausgelöscht werden. Nichts bleibt von ihnen übrig. Nichts außer einem leichten Schwefelgeruch in der Luft.

Der Rest ist schnell erzählt: Um sein Leben zu retten, musste Malus natürlich ziemlich schnell klein begeben. Wutwölkchen aus den Nasenlöchern schnaubend, schleppte er schließlich die Kristalltruhe mit den gefangenen Geistesblitzen und anderem Ideenkram nach oben vor die Höhle. Futsch berührte sie mit seinem Zauberstab und spricht be-

schwörend einen Reverso-Heilzauber, dann öffnet er die Kristalltruhe, während Ganga die blaue Alge vom Kopf des Königs nimmt. Endlich wird sie wieder blau und streckt sich so gelenklos gelenkig, wie nur Algen das können, in alle Himmelsrichtungen, während die Geistesblitze aus der Kristalltruhe auf schnellstem Wege in den Kopf des Königs zurückzischen. Anfangs applaudiert der begeistert, dann allerdings verändert sich der Ausdruck seiner Augen von Sekunde zu Sekunde, bis er gemessen und hoheitsvoll und sehr ernst in die Runde schaut.

„Ein wunderbares Spiel“, sagt er hoheitsvoll, „daraus werde ich eine absolut hervorragende Erfindung machen.“

Malus hatte sich schnell aus dem Blickfeld des Königs verzogen, und so sind nur die Freunde dabei, als die Königin seine Hoheit übergücklich umarmt. Der weiß gar nicht, wie ihm geschieht, denn er hat natürlich überhaupt keine Erinnerung an die Zeit, als sein Hirn perforiert war. Und deshalb sagt er ganz pikiert: „Aber Magdalene, doch nicht vor den Leuten. Was sollen die denn von uns denken?“

Was die dachten? Dass sie schon wieder ein unglaubliches Abenteuer bestanden hatten natürlich. Die Freunde heben ihre Hände und zeigen gemeinsam mit dem Daumen nach oben.

„Na, Gott sei Dank“, seufzt Professor Zweistein. Dann ist wohl alles wieder gut gegangen.

„Und jetzt kommen wir zu eurer Belohnung“, sagt die Königin, „ihr dürft euch etwas wünschen.“

Die Freunde schauen sich an. Was sollen sie sich denn bloß wünschen? Sie haben doch alles, und so heben sie wie auf Befehl ihre Schultern und schauen ratlos. „Nichts“, sagen sie wie aus einem Munde, „wir haben alles. Was brauchen wir mehr? Wir verschieben unseren Wunsch lieber auf später.“

„Auf jeden Fall seid ihr hier immer willkommen“, sagt die Königin, „am liebsten wäre es uns, wenn ihr gleich hierbleibt oder euch irgendwo auf Kotalaumona niederliebet. Ihr könnt euch so viel Land nehmen, wie ihr möchtet.“

„Genau“, pflichtet der König seiner Frau zu, „aber jetzt wird erst einmal so richtig gefeiert.“ Er versteht zwar immer noch nicht so richtig, worum es geht, aber er hat gern Gäste an seiner Tafel, die interessante Dinge zu berichten wissen. Hoherfreut hört er

deshalb, dass diese Gäste sogar von fernen Planeten kommen. Und so wird es eine lange Nacht im Palast, denn der König will immer wieder hören, was er nicht glauben kann. Und so erzählen die Freunde jeder auf seine Weise die Geschichte, wie sie den König kennengelernt und geheilt hatten.

Warum die Nacht so schwarz ist

Drei ganze Tage lang blieben die Freunde im Schloss des Königs, der gar nicht genug bekommen konnte von den Geschichten, die sich auf seinem Planeten abspielten. Und er stellte fest, dass ihm viele Wesen völlig unbekannt waren: So hatte er weder je von Philomena gehört noch wusste er von Rambazottel oder davon, dass die blaue Alge aus dem Meer von Kotalaumona stammt.

Als Fokus ansetzt, die Geschichte vom Drachen zum vierten Mal zu erzählen, stöhnt Professor Zweistein, der sich inzwischen ganz schön langweilt. „Nun reicht's aber“, sagt er zu seinem Fernrohr, „drei Tage Urlaub sind doch nun wirklich genug. Können sie jetzt nicht endlich mal wieder losziehen und was Neues erforschen?“

Und ob sie können! Roco, der schon viel zu lange auf seinem Hintern gesessen hat, drängt schon seit geraumer Weile zum Aufbruch. Und er ist heilfroh, als die Königin ihnen feierlich einen Wunschgutschein in Geschenkpapier überreicht und einen ganzen Sack voller Proviant heranschaffen lässt, der so schwer ist, dass Fokus und Futsch ihn gemeinsam ziehen müssen. Das heißt, das müssen sie gar nicht. Der König schenkt ihnen zum Abschied ein Kissen aus selbstaufblasbaren Luftballons, auf dem der Sack über dem Boden schwebt. Und so folgt ihnen der Proviant auf dem Fuße, als die kleine Gruppe sich endlich winkend auf den Weg macht. Erst am späten Nachmittag kommen die Freunde wieder im Lager an. Philomena erwartet sie schon und ist merklich beeindruckt von diesem fantastischen Abenteuer.

„Ihr seid echte Helden“, sagt sie ganz ehrfürchtig, „und den König und die Königin habt ihr auch gesehen. Das ist eine besonders große, große Ehre.“

Und obwohl Philomena sich bislang noch nie neugierig gezeigt hatte, brennt sie heute darauf, den Inhalt des Sacks zu sehen, der, wie von Geisterhand gelenkt, den Freunden folgt wie ein Hündchen.

„Hm, Holunderbeeren vom Sonnenhang“, sagt sie langsam und genießerisch, „die sind eine echte Delikatesse. Und das hier ist Kaviar von Blattläusen, eine Spezialität aus den Rosengärten des Königs. Und das hier, das ist ein Paradiso-Wein aus den Bergen von Aurora, der nicht nur wunderbar schmeckt, sondern auch zu Höhenflügen verhilft.“

Sie kichert und hat einen seltsamen Ausdruck in den Augen. Offensichtlich hatte sie diesen edlen Tropfen schon früher probiert. Ausgerechnet Philomena – eine alte Schildkröte auf Abwegen, die darauf besteht, dass die Flasche abends geöffnet wird ...

Und sie sollte Recht behalten. Der Paradiso verhilft nicht nur im wahrsten Sinne des Wortes zu Höhenflügen, sondern sorgt auch für das nächste Abenteuer, bei dem der arme Fokus völlig unbeabsichtigt die Hauptrolle spielt. Weil er nicht wusste, dass der Paradiso-Wein Wünsche Wirklichkeit werden lässt ...

Und nicht nur das: Über den Genuss des edlen Tropfens werden Wünsche geweckt, die normalerweise tief verborgen schlummern und mitunter recht maßlos sind, sodass es manchmal besser wäre, sie nicht ans Licht der Welt zu holen. Wer hat auch schon den verrückten Wunsch, einen Strauß aus Sternenschweifchen geschenkt zu bekommen, nur weil er am nächsten Tag Geburtstag hat?

Niemand. Außer Futsch. Selbstverständlich kommt ihm der Gedanke daran nur unter dem Einfluss dieses Höllenge tränks und auch nur ganz im Geheimen. Wirklich! Er hatte seinen Wunsch kaum gedacht, da hatte er ihn sich auch schon wieder aus dem Kopf geschlagen, weil ihm selbst nach einem ganzen Glas Paradiso noch klar war, dass solche Wünsche vermessen sind. Und hätte er nicht in diesem Moment Fokus in die Augen geschaut, der bereits eineinhalb Gläser Paradiso getrunken hatte, so wäre dieser Wunsch einer der Wünsche geblieben, die auf immer und ewig unerfüllt bleiben.

Aber das Leben ist unerfindlich – und Geschichten sowieso. Kein Wunder, dass alles ganz anders läuft als gedacht, und zwar mit Fokus' Hilfe. Oder durch Fokus' Dummheit?

Fokus jedenfalls fühlt sich nach seinen eineinhalb Gläsern Paradiso groß und stark. Seit er auf Kotalaumona ist, hat er sogar Freunde, und er weiß, dass Freunde sich auch manchmal gegenseitig eine Freude machen. Deshalb ist es für ihn völlig klar, dass er einen Strauß aus Sternenschweifchen für Futsch pflücken wird. Natürlich kann er sich zu diesem Zeitpunkt unter dem Einfluss von Paradiso gar nicht die normalerweise sehr wichtige Frage stellen, ob dieses Unterfangen möglicherweise gefährlich sein könnte. Schließlich ist er unbesiegbar. Glaubt er.

Er stellt sich auch nicht die Frage, ob er sich vielleicht im Licht der Sterne verbrennen oder vielmehr erfrieren könne. Oder ob die Sterne nicht tatsächlich viel größer sind, als sie aus der Ferne erscheinen. Denn er kennt sich überhaupt nicht mit Sternen aus. Das Einzige, was ihn interessiert, ist, einen schönen, großen Strauß zusammenzubekommen.

Und so macht er sich auf den Weg, ohne den Freunden Bescheid zu sagen. Zuerst geht er zum Flugplatz, wo er sein Raumschiff auf Touren bringt. Und dann hebt er ab. Er sieht, wie Kotalaumona unter ihm immer kleiner wird. Ziemlich bald ziemlich klein, um genau zu sein, denn das ultragehärtete, reibungsresistente Raumschiff fliegt bald nach seinem Start in Lichtgeschwindigkeit durchs All. Und so dauert es nicht lange, bis er in einer anderen Galaxie angekommen ist, in der das Leben gemächlicher vonstatten geht und in der selbst Mega-Turbo-Raumschiffe den Antriebsschub reduzieren. Deshalb kann Fokus im Vorbeisausen die Kühe auf der Milchstraße grasen sehen, er sieht den furchtbaren Skorpion, der mit dem Stachel nach ihm schlägt, und er hört die süßen Locklieder der schönen Jungfrau, die Fokus zum Anhalten verführen möchte, doch Fokus bleibt standhaft. Was allerdings auch kein Wunder ist – er hat Headsets auf dem Kopf, um in Kontakt mit der Astro-Raumzentrale zu bleiben. Das ist Vorschrift, und an Vorschriften muss man sich schließlich halten.

Plötzlich fängt das Raumschiff an zu schwanken. Was ist das? Sämtliche Bordleuchten senden gleichzeitig rote Signale. Das heißt Alarmstufe „ganz schrecklichschrecklich schlimm.“ Fokus pocht das Herz bis zum Hals, denn in dem Moment, als die Lichter anfangen, verrückt zu spielen, lässt die Wirkung des Paradiso nach, und Fokus wird klar, wo er ist: Er ist ganz allein in einem Raumschiff in einer fremden Galaxie. Er ist so allein, wie er noch nie zuvor allein war. Am liebsten hätte er sich wie früher hinter einem Strauch verkrochen und so getan, als sei er gar nicht da. Aber weder gibt es einen Strauch an Bord, noch hätte ihm das etwas genutzt. So klar wie nie zuvor sieht Fokus, dass es ihm gar nichts bringt, hinter irgendwelchen Sträuchern zu sitzen oder beleidigt zu schweigen und nichts zu tun. Nein, auf ihn kommt es jetzt an, darauf, dass er beweist, dass er etwas gelernt hat und dass er eine Dummheit wieder gutmachen kann.

Und das hätte er auch tatsächlich getan – er hatte sofort auf „Rückflug“ geschaltet –, wenn nicht plötzlich sämtliche außer Kontrolle geratenen Lämpchen komplett ausgefallen wären. Fokus weiß überhaupt nicht mehr, wo er ist. Es ist schwarz um ihn, denn auch die Innenraumbelichtung funktioniert nicht mehr. Der Navigator lässt ein schrecklich hohes, lautes Piepsen hören, das unentwegt an Fokus' Trommelfellen zerrt,

und das war's. Er kann nichts mehr machen. Außer Kontrolle gerät das Raumschiff ins Trudeln, es kreist um die eigene Achse. Immer schneller kreist die Kapsel, es knackt bedenklich in den Verstrebungen, und erste Risse zeigen sich in der angeblich unkaputtbaren Außenhaut, die den in diesem Teil des Kosmos wirkenden Kräften nicht gewachsen ist, obwohl das Raumschiff unbeschadet fremde Galaxien passieren, unterschiedliche Temperaturen tolerieren und superstarke Drücke aushalten kann. Mit großen Augen beobachtet Fokus, wie sich die Außenwände verbiegen und die Einstiegs Luke aus ihren Angeln gehoben wird. Das Raumschiff dreht sich immer schneller, Fokus wird zu Boden geworfen – und dann, als das Kreisen noch an Tempo zulegt, wird er emporgehoben, von einer unsichtbaren, unglaublich starken Macht gepackt und aus dem inzwischen ebenfalls zerbrochenen Bullauge des Raumschiffs hindurch ins All geschleudert.

Und damit erfüllen sich Fokus' schlimmste Befürchtungen. Kann man einsamer sein als am Ende der Welt? Fokus hat allerdings gar keine Zeit, über seinen Zustand zu grübeln und seine Befindlichkeit zu analysieren, denn bevor er in irgendeine Ruheposition hätte kommen können, fühlt er einen Luftzug am Kopf. Und dann auch am Bein. Sein Jackenärmel beginnt zu flattern wie in einem starken Sturm, seine Haare richten sich nach einer Seite aus, und dann zieht es an seinem Hosenbein. Fokus merkt, wie der Zug seinen gesamten Körper erfasst.

Er fühlt sich wie ein Gegenstand, der von einem Staubsauger eingesaugt wird. Das ist natürlich völliger Blödsinn. Es gibt keine Staubsauger im All. Aber es gibt Schwarze Löcher. Rotierende Gebilde, die einen starken Sog entwickeln und alles einsaugen, dessen sie habhaft werden können. Und genau in einem solchen Sog befindet sich Fokus. Er weiß zwar nicht genau, was da mit ihm passiert, denn er weiß nichts von Schwarzen Löchern, dennoch spürt er, dass etwas mit ihm vorgeht, was er noch nie erlebt hat. Und wogegen er sich überhaupt nicht wehren kann.

Das ängstigt Fokus fast noch mehr als die Tatsache, dass er mutterseelenallein im weiten Universum ist. Wer soll ihm jetzt helfen, woran soll er sich festhalten, wenn der Sog, dem er schon nicht mehr enttrinnen kann, immer stärker wird? Fokus spürt, wie er emporgetragen wird und in einem Strudel landet. Wie in einer megaturboschnellen Waschmaschinenschleuder fühlt er sich. Ihm ist so schlecht, dass er kaum mitbekommt, wie er in eine Art Trichter gewirbelt wird. In für Menschen und dergleichen gering entwickelte Wesen unvorstellbarer Geschwindigkeit wird er darin hin- und hergeworfen,

bis er das Gefühl hat, er bestünde nur noch aus kleinen Teilchen. Jedes von ihnen ein Stückchen von ihm, aber eben kein großes Ganzes mehr. Immer kleiner werden die Teilchen, in die Fokus zerlegt wird, bis irgendwann nur noch kleine Atome von ihm übrig sind, die völlig konfus in der Röhre, in die der Trichter führt, durcheinanderwirbeln. Es ist schrecklich, und das Schrecklichste daran ist, dass jedes Teilchen sich wie Fokus fühlt. Millionen klitzekleiner Fokusse sausen also völlig planlos durch die Röhre, denn keines weiß, wo seine anderen Teile sind und wem sie eigentlich gehorchen sollen. „Den einen Fokus“ gibt es nicht mehr, kein vom Bauch gefühltes Gefühl und kein vom Gehirn gesteuertes Tun. Es gibt nur noch diese Röhre, die mit Fokus' Teilchen macht, was sie will.

Und das Grauen hat einen Namen: Es heißt „Nachtröhre“, denn ihr Eingang ist nur einige Stunden am Tag – o pardon! – am Abend und in der Nacht geöffnet. Und ihr Ausgang ebenfalls. Am späten Nachmittag und manchmal – je nach Jahreszeit – noch später, wenn die Sonne zu gähnen beginnt und ihr Nachtlager aufsucht, geht die Röhre auf die Jagd nach Beute. Natürlich nur ganz weit oben im Kosmos, wo bisher noch nie eine Menschenseele war und wo es so dunkel ist, dass man die Dunkelheit anfassen kann, denn in dieser Sphäre wächst und gedeiht das materialisierte Schwarz, das überhand nehmen würde, wenn die Nachtröhre es nicht einsaugen, atomisieren und im Sonnensystem der Erde am anderen Ende ausspucken würde. So entsteht die Nacht Abend für Abend neu. Sie taucht die Welt, das Sonnensystem der Erde und die Erde selbst in dieselbe Dunkelheit, die im ganzen All herrscht.

Dass Fokus in seinem Raumschiff nun ausgerechnet in diesem Teil des Universums gelandet ist und irrtümlich von der Nachtröhre mit eingesaugt wurde, war ein dummer Zufall. Doch das tröstet die vielen Fokusse, die nach und nach als Nachtteilchen am anderen Ende der Nachtröhre ausgespuckt werden, kein bisschen. Ein Teil von ihnen schwebt über dem Freibad von München, ein großer Teil über dem Berliner Zoo, vereinzelt schweben sie aber auch über den Betten der Kinder, die gerade die Abenteuer von Kotalaumona lesen. Das ist an sich sehr schön und wäre auch ganz bestimmt ein wunderbares neues Abenteuer gewesen, wenn da nicht die bange Frage wäre, wie es weitergeht, wenn die Nacht zu Ende ist: Werden die Teilchen wieder ein einziger Fokus? Oder werden sie als Einzelteilchen weiter über die Erde verstreut? Werden sie vom Sonnenlicht verbrannt? Oder werden sie von der Nachtröhre wieder eingesaugt und im Weltall verteilt?

Das sind höchst existenzielle Fragen, die ganz besonders Fokus³³ interessieren. Diese Fragen nehmen ihn so gefangen, dass er gar nicht anders kann als langsamer zu werden, um dann einfach innezuhalten und darüber zu sinnieren, was am nächsten Morgen passieren wird. Und kaum hat er an Tempo verloren, prallen Fokus²³ und Fokus³² in vollem Flug gegen ihn – mit einer so großen Geschwindigkeit, dass sie sich ineinander verkeilen und über die hohe Reibungshitze, die dabei entsteht, verschmelzen und zu einem etwas größeren Ganzen als zuvor werden, nämlich zum ersten ruhenden Nachtmolekül aller Zeiten, auf das noch viele andere Fokusse prallen. Durch den Aufprall und das Einschmelzen weiterer Teilchen wird das Nachtmolekül natürlich immer größer und stärker – ähnlich wie Menschen ohne Freunde sind auch Atome ziemlich unbedeutend, aber in einer Gruppe sind sie stark. Je größer die Gruppe ist, desto stärker ist sie normalerweise. Und in der Gruppe überlegen die Atome nun, was sie tun könnten. Sie sammeln ihre Ideen und entwickeln einen Plan. Fokus³³, der pfiffigste aller Fokusse, hat schließlich eine geniale Idee: „Zusammen sind wir stark“, sagt er, „vielleicht sogar so stark, dass wir ein Notsignal an Ganga hinbekommen.“

Und tatsächlich: Das Signal kommt an, sehr mickrig und kaum hörbar zwar, aber weil nachts nicht sehr viele Signale gesendet werden, kann Ganga sie mit einiger Mühe empfangen und entziffern. Er stutzt: Kann es tatsächlich sein, was er da hört? Ein paar Fokusse senden ihm eine Botschaft mit dem Code „Nachtmolekül“?

Ganga stürzt zu Fokus' Hängematte. Tatsächlich – der ist nicht da. Und so muss Ganga glauben, was er da soeben Unfassbares gefunkt bekam: „Absender Nachtmolekül: Fokus in Nachtröhre atomisiert, Hauptmolekularkumulation über dem Berliner Zoo, brauchen Hilfe zum Zusammensetzen und Zurückkommen.“

Ganga speichert diese Information auf seiner Festplatte, dann weckt er die Freunde. „Wir müssen uns ein Bild davon machen, was genau passiert ist“, sagt Futsch. Aber wie?

Wie so oft hat die blaue Alge die rettende Idee. Sie führt die Freunde zum Schlummersee, der sich nie bewegt. Auch nicht das kleinste Wellchen kräuselt seine Oberfläche, und das ist gut so, denn Ganga braucht eine ganz glatte, unbewegte Projektionsfläche. Mit Hilfe der blauen Alge, die sich wieder mal auf seine Stirn legt, ruft er die Informationen der Fokusse ab, verwandelt sie in reale, sichtbare Bilder und projiziert sie wiederum über seine Augen auf die Oberfläche des Schlummersees. Und zwar auch alle Informationen der Informationen der Informationen hoch unendlich, denn jede Informa-

tion beinhaltet unendlich viele Begleitbotschaften, die keineswegs auf den ersten und auch nicht auf den zweiten Blick offensichtlich sind. Manche Botschaften sind so verborgen, dass sie sich nur über die Ursprungsbotschaft mitteilen könnten und verständlich würden. Professor Zweistein nickt. Das ist wohl wahr. Über dieses Thema hatte er vor langer Zeit seine Doktorarbeit geschrieben.

Tatsächlich zeigt der See die ganze Geschichte von Anfang an.

„Ja, das mit dem Wünschen ist so eine Sache“, sagt Philomena schließlich gedehnt, „Wünsche müssen vernünftig sein, sonst können sie leicht ins Unglück führen.“ Sie nickt weise und ein wenig selbstgefällig.

Futsch fasst sich an den Kopf. Natürlich, jetzt versteht er den Zusammenhang – sein irrwitziger Wunsch ist schuld, dass Fokus auf die Idee mit dem Sternenstrauß kam. Doch statt zu lamentieren, sagt er nur kurz und bündig: „Ich werde Fokus retten, das bin ich ihm schuldig.“ „Wir hätten den Paraiso nicht trinken sollen“, sagt Roco reumütig, „dann wäre das alles nicht passiert.“

Dinge, die geschehen sind, kann man zwar nicht rückgängig, aber man kann das Beste aus einer Situation machen. Und weil Futsch heilzaubern und Fokus wieder heilen, also zu einem Ganzen zusammensetzen kann, wird er fliegen. Mit Flotsch und seinem Zauberstab. Doch vorher verpasst er sich und seinen Begleitern einen Ganzzauber, der es in sich hat.

Er schaltet den Ultra-Giga-Turbo an seinem Propeller ein, und kaum hat er ihn angeworfen, ist nichts mehr von Futsch zu sehen. Von Flotsch, der den Zauberstab gut festhält, natürlich auch nicht. Und deshalb können die beiden auch nicht mehr sehen, wie die Freunde auf Kotalaumona zum Abschied winken.

Futsch und Flotsch haben ein Ziel vor Augen, das sie aber nicht sehen können, denn es ist so stockfinster um sie herum, dass sie nur über den Zauberstab, der sich wie eine Kompassnadel in Futschens Händen dreht, den Weg finden. Als sie den Sog der Nachtröhre an ihrem Körper spüren, wissen sie, dass sie gleich angekommen sind.

„Achtung!“, sagt Futsch, „halt dich gut fest, es geht gleich los.“ Und kaum hat er das gesagt, werden sie von der Nachtröhre eingesaugt. Mit gefährlich hoher Geschwindigkeit flutschen sie nur so durch die Nachtröhre, ohne das geringste bisschen ins Schleudern zu geraten, und landen schließlich ziemlich unsanft auf der Erde.

„So“, sagt Futsch zu Flotsch, „jetzt müssen wir uns beeilen. Wir haben noch zwei Stunden Zeit, bis die Sonne aufgeht, und bis dahin müssen wir sämtliche Teilchen von Fokus eingesammelt und zusammengesetzt haben, sonst hat er anschließend im wahrsten Sinne des Wortes nicht mehr alle beisammen.“

„Wir müssen ein Feld erzeugen, das so anziehend ist, dass alle, aber auch wirklich alle Fokus-Nachtatome und Nachtmoleküle angefliegen kommen. Und damit wir ausschließen können, dass wir andere, nicht von Fokus stammende Atome und Moleküle ebenfalls ansprechen, müssen wir ganz gezielt vorgehen und uns einen positiven Reiz ausdenken, den nur die Fokusteilchen kennen und der nur sie, und zwar unbedingt alle, magisch anlockt.“

„Unsere Freundschaft“, sagt Flotsch, ohne nachzudenken, „ein überaus positiv geladenes Gefühl mit optimaler Signalwirkung und ultramagnetischer Anziehungskraft auf die zur Zeit höchst negativ geladenen Fokusteilchen.“

„Gar nicht so dumm“, sagt Futsch, „aber wie können wir dieses Gefühl erzeugen?“

„Indem wir es empfinden“, antwortet Flotsch und verdreht die Augen. Wie kann Futsch nur so dumme Fragen stellen?

Flotsch nimmt Futschens Hand und lächelt ihn an. Bei diesem Lächeln wird Futsch ganz warm ums Herz, und seine Augen glänzen, als glimme ein kleines Freudenfeuer in seinem Innersten. Zwei Lichtlein in der Dunkelheit, die auch dem schwärzesten Fokus-Atom heimleuchten dürften.

Und dann hören Futsch und Flotsch plötzlich ein leises Säuseln. Die Atmosphäre um sie herum verändert sich spürbar. Bis nach und nach die ersten Bruchstücke von Fokus sichtbar werden, vergeht allerdings noch einige Zeit, aber dann endlich sehen Futsch und Flotsch zuerst ein Ohr auf Augenhöhe vor sich. Dann einen nach oben gezogenen Mundwinkel, den kleinen Finger der rechten Hand, das Knie des linken Beins, den rechten großen Zeh. Nach und nach entsteht Fokus vor ihren Augen, allerdings nicht ganz genauso, wie sie ihn in Erinnerung haben: Seine Augenbrauen sitzen jetzt nicht mehr über den Augen, sondern wie ein Schnäuzer in Form schmaler Schwingen über seinem Mund. Wie hübsch! – Fokus mit Lippenbärtchen, aber ohne Augenbrauen.

„Egal, es gibt Schlimmeres“, sagt der, als er Futsch und Flotsch um den Hals fällt, „zum Beispiel den Rückflug.“

„Ach was“, tönt Futsch ein bisschen großspurig, „lass das mal meine Sorge sein.“

Und er spricht seinen hochwirksamen Ganzzauber, der Fokus so präpariert, dass der auf immer und ewig hält. Noch nicht einmal die Nachtröhre kann ihm etwas anhaben. Das mag daran liegen, dass der Tag dämmt und die Nachtröhre müde ist, trotzdem ist Fokus froh, als er unversehrt auf der anderen Seite landet. Wobei er sich fast verletzt hätte, denn es hätte nicht viel gefehlt und er wäre mit den Resten seines völlig demolierten Raumschiffs kollidiert.

Futsch verfrachtet kurzerhand Flotsch samt Zauberstab in seiner Box auf dem Rücken und Fokus im Raumschiff, das er am rechten Flügel hinter sich her durchs Universum schleppt.

Auf der Erde ist der Tag schon wieder in vollem Gange, als Futsch und Flotsch endlich auf Kotalaumona landen.

„Endlich“, sagt Professor Zweistein erleichtert, „das wurde aber auch Zeit.“

Ganga, der die Nachricht, dass die Weltraumreisenden gleich landen werden, schon längst als Funkspruch aus dem Kosmos bekommen hat, stellt schon mal das Frühstück – und einen großen Strauß Weißes Sternenkraut mitten auf den Tisch. Doch er ist nicht der Einzige, der an Futschens Geburtstag gedacht hat. Die blaue Alge legt eine Tüte mit schönen Erinnerungen auf den Gabentisch, Roco ein selbstgedrehtes Springseil aus Lianen, Pflingu stellt eine Kerze in die Mitte und legt einen Gratulations-Funkspruch von Koro daneben, Philomena bringt einen selbst gebackenen Kuchen und eine Flasche Paradiso aus einem offensichtlich geheimen Keller zum Fest mit.

„Wünscht euch dieses Mal bitte etwas Anständiges“, sagt sie und zwinkert mit dem linken Auge, „aber verrätet es nicht, sonst geht es nicht in Erfüllung.“ Doch zunächst feiern die Freunde Futschens Geburtstag und die Rückkehr der beiden Weltraumfahrer.

„Was für eine Nacht“, sagt Fokus erleichtert, als er aus seinem demolierten Raumschiff steigt. „Ganz schön anstrengend, einen Wahnsinnigen zu retten“, sagt Flotsch und grinst. Und dann dreht Futsch, der seinen Propeller noch ausstellen musste, sich um – und bleibt wie angewurzelt stehen. „Wie schön“, haucht er gerührt, als alle Freunde ihm ein Geburtstagsständchen singen. Zu guter Letzt stellt Fokus sein Geschenk auf den Tisch. Es ist eine Martinslaterne in Form eines Sterns, die er von der Erde mitgebracht hat und die er Futsch verlegen überreicht, denn es ist das allererste Mal, dass er einen Freund beschenkt.

Abschiedsgeschichte

„Morgen ist unser letzter Tag auf Kotalaumona“, sagt Roco bedauernd. Ausgerechnet Roco, der sonst doch nur das totale Chaos im Kopf hat, erinnert die Freunde an diese schreckliche Tatsache, die alle am liebsten totgeschwiegen hätten in der Hoffnung, dass niemals das eintritt, worüber nicht gesprochen wird. Was natürlich Blödsinn ist, aber dennoch taten alle so, als hätten sie Rocos Bemerkung nicht gehört. Niemand wollte sich mit dem Gedanken an den Abschied befassen. Alles sollte so weitergehen wie bisher, doch Roco war hartnäckig.

„Was ist?“, sagt er, „wir müssen noch eine Liste für Professor Zweistein schreiben. Schließlich wären wir ohne seine Einladung nicht hier und hätten keine einzige Forschungsreise gemacht und kein einziges gemeinsames Abenteuer erlebt. Wir hätten uns nie kennengelernt, und wir hätten niemals etwas von Kotalaumona erfahren.“ Niemand rührt sich. „Wir sind dem guten Professor Zweistein die Liste schuldig“, drängt Roco schließlich ungehalten.

„Du hast Recht“, kommt es langsam hinter einem großen grauen Stein hervor. Und so langsam, wie sie spricht, folgt Philomena ihren Worten. „Ihr könnt nicht aus Angst vor eurer eigenen Furcht vor dem morgigen Tag davonlaufen. Das funktioniert nicht, weil es noch nie funktioniert hat. Denn die Furcht begleitet euch so lange, bis ihr sie fortschickt. Sie ist immer da, wenn ihr sie nicht besiegt. Fragt euch also, wovor ihr Angst habt, dann findet ihr auch eine glückliche Lösung.“

„Ich habe Angst davor, weiter völlig hirnlos durch die Gegend zu stolpern. Ich möchte Spaß haben, aber dafür will ich nicht mehr von Hochhäusern springen“, sagt Roco mutig, „sondern mit euch zusammen lachen, Geschichten erzählen und mich auf den nächsten Tag freuen.“ Philomena nickt anerkennend.

„Ich möchte nicht mehr zurück zu meinen tanten“, sagt Ganga. „Sie sind zwar sehr nett, aber viel zu alt, um Spielgefährtinnen für mich zu sein. Freunde in meinem Alter gibt es auf Olkolipo aber nicht, ich bin mit weitem Abstand der jüngste Delphino, und ich habe schreckliche Angst davor, mich zu Tode zu langweilen. Viel lieber möchte ich mit euch auf Kotalaumona bleiben.“

Wieder nickt Philomena.

„Ich habe keine Lust mehr auf den Bürgerpark“, sagt Pflingu, „jeden Tag habe ich dort allein verbracht und die Menschen beobachtet, weil es einfach keine anderen Pflingus

gibt. Ich habe Angst davor, weiterhin einsam im Park zu sitzen und mir ab und zu ein Feuerchen zum Aufwärmen zu genehmigen. Das ist langweilig. Auch ich möchte gern mit euch zusammen auf Kotalaumona bleiben.“

„Ich bin der letzte und damit einzige Rodefitsch“, sagt Futsch, „und mein Ziehvater ist ständig beschäftigt mit irgendwelchen wichtigen Dingen. Ich sehe ihn so gut wie nie. Ich habe zwar keine Angst vor dem Alleinsein, weil ich ja Flotsch und meinen Zauberstab habe, aber es ist viel schöner mit euch zusammen auf Kotalaumona. Sollen wir nicht einfach hierbleiben?“

„O Philomena“, sagt Fokus, „was würden wir ohne deine Weisheit tun? Es tut gut, über die Angst zu sprechen. Und ich sage euch, liebe Freunde, wovor ich Angst habe. Ich habe Angst davor, wieder zurück auf meinen Planeten zu fliegen, auf dem niemand mich mag. Ich habe Angst davor, wieder ganz allein zu sein. Ich möchte hier bei euch bleiben. Am liebsten zusammen mit Koro.“ Und kaum hat Fokus seinen Wunsch geäußert, erscheint ein winziger Punkt am Himmel, ein Flirren wie Libellenflügel, die immer größer werden.

„Da kommt er“, jubelt Fokus, „Koro kommt zurück!“ Glücklicherweise nimmt er seinen Freund in die Arme, als der seine zerbrechlichen Flügel eingeklappt hat. Und auch die anderen Freunde begrüßen ihn strahlend.

„Ich habe es nicht ohne euch ausgehalten“, sagt Koro, „Mamo ist verarztet, Onkel Herbert kümmert sich noch ein bisschen um ihn, aber im Grunde geht es ihm wieder bestens, sodass ich mich guten Gewissens aus dem Staub machen konnte. Denn mein größter Wunsch ist es, hier bei euch zu sein“, sagt Koro.

Philomena nickt in einem fort. „Ihr seht“, sagt sie langsam, „dass man Ängste in Herzenswünsche verwandeln kann. Ob sie sich dann erfüllen, ist eine ganz andere Sache, aber sie sind gesagt und werden gehört. Und oft wirken sie. Euer gemeinsamer Wunsch ist es, hierzubleiben. Das ist ein kluger Wunsch, und ich wüsste nicht, was dagegen spricht. Ihr seid willkommen auf Kotalaumona, selbst unser Königspaar hat euch eingeladen zu bleiben. Sucht euch einen Platz für euer Haus und fangt an zu bauen.“

„Wir müssen gar nicht weit gehen“, sagt Roco, „wir können uns Wasser dort aus der Quelle holen“, er zeigt auf die Quelle, die unweit von ihrem Schlafplatz von einem plätschernden Bächlein gespeist wird, „es gibt keine Holundersträucher in der Nähe, an denen Futsch sich verletzen könnte, aber dafür gibt es ein Stückchen weiter ein paar

Bäume mit Äpfeln für sein Müsli und ein ganzes Efeudickicht für Fokus. Bananenstauden für Pflingus Bananen wachsen hinten am Kartoffelfeld, wo auch mein Springkraut wächst, und ein See für Ganga ist ebenfalls nicht weit.“

Die Freunde schauen Roco mit offenen Mündern an. Roco, der bisher nicht von jetzt auf gleich denken konnte, macht gut durchdachte Vorschläge und legt jetzt auch noch einen Bauplan vor sich aufs Gras. „Hier“, sagt er bescheiden, „ich dachte, wenn wir schnell anfangen wollen, wäre es gut, gleich einen Plan zu haben.“

Seine Zeichnung zeigt ein einfaches, strohgedecktes Holzhaus mit zehn Zimmern. Für den Fall, dass Gäste kommen, hat Roco gleich zwei Extraräume eingezeichnet, eine ziemlich große Vorratskammer neben der Küche und einen Schuppen für Philomena, in dem sie ihren Paradiso, von dem sie doch tatsächlich einige gute Fässchen besitzt, lagern kann. Ganz groß und dick unterstrichen steht über der Zeichnung ... – „**HAUS DER FREUNDSCHAFT**“, sagt Ganga, der außer Roco der Einzige ist, der die Hieroglyphen auf dem Blatt entziffern und die Worte übersetzen kann.

HAUS DER FREUNDSCHAFT – ja, das ist der richtige Name für ihr Haus.

Professor Zweistein dreht an seinem Traumenergiefernrohr, um besser sehen zu können, was Roco da ausgebreitet vor sich liegen hat. Das ist eindeutig eine Bauzeichnung für ein Haus. Wirklich ganz erstaunlich, was Roco da aufs Papier gezaubert hat! Professor Zweistein kratzt sich am Kopf. Wenn seine Forschungsreisenden sich nun tatsächlich auf Kotalaumona niederlassen, dann muss dieser Planet wohl mehr sein als ein Traumgespinnst, dann ist er existent, denn die Dinge passieren nicht einfach zufällig und zusammenhanglos, sondern sie werden gezielt geplant, nehmen nach und nach Gestalt an und werden Wirklichkeit.

Und da fasst auch Professor Zweistein einen Plan ...

Nach einer kleinen Pause fangen die Freunde gleich an mit ihrer Arbeit. Philomena organisiert das nötige Baumaterial, das Einhorn pfeift nach den Phönixen, die das Material heranfliegen, und es packt auch selbst ordentlich mit an.

Flotsch setzt sich mit seinem Notizblock und einem Stift auf den großen Kastanienbaum am Bauplatz, um von den Freunden Informationen für Professor Zweistein zu sammeln.

Ganga ist als Erster an der Reihe. Da er ein Delphino ist, riecht und schmeckt er natürlich alles, was in seiner Delphino-Welt wichtig ist: frisches Wasser, die blaue Alge, die

nach Meer duftet, das Meer und nach noch mehr Meer riechende Meeresluft, Duftwasser, Gischt und Tang, Algen und Fisch. Und er hört natürlich auch genau das, was in seiner Delphino-Welt wichtig ist: Signale bei der Informationsübertragung, Wellenrauschen, das Klicken von Schaltstellen, die Luftblasen von Fischen, das Plätschern von Ideen im Gedankenmeer, in dem er sicher niemals untergehen wird, weil er so gut denken und schwimmen kann. Nur mit dem Fühlen hat Ganga so seine Schwierigkeiten, schließlich hat er als Meereswesen ein eher unterkühltes Gemüt, das lieber auf Radar, Sauerstoffgehalt im Wasser und Umgebungsdruck reagiert als auf Gefühle.

Mit Gefühlen ist Ganga ein bisschen überfordert. Wie genau soll er auch Freude definieren oder Glück, woran soll er Trauer festmachen oder Angst? Und deshalb bleibt bei Ganga diese Rubrik auf der Liste für Professor Zweistein blitzeblank.

Der arme Pflingu riecht fast gar nichts, denn er hat nur wenige Riechzellen. Und er schmeckt auch fast nichts, denn er hat auch nur wenige Geschmacksknospe, die erblühen, wenn er etwas Leckeres isst. Armer Pflingu – sein Gaumen ist die pure Tristesse und so öde wie ein verregneter Herbsttag. Nun versteht Flotsch auch, warum Pflingu nichts anderes als Bananen isst – egal, ob sie grün sind und nach gar nichts schmecken oder ob sie matschig sind und schon auf zehn Meter modrig-süß riechen. Dafür kann Pflingu hervorragend hören und sehen und hat eine ganze Palette an Geräuschunterscheidungen parat. Er kann ein Zirpen von einem Zwitschern unterscheiden, ein Gurren von einem Schnurren, Knurren und Murren, er kann plumpe Tritte von schweren Schritten unterscheiden und das alles auf mindestens einen Kilometer hören. Er kann ein Rosenrot von Blut-, Karmin- oder Scharlachrot unterscheiden und Zinnober- von Rostrot sowieso, denn das ist für ihn ein Kinderspiel. Sein Farbsichtspektrum ist riesig, und als er auch noch beschreiben will, welche Temperatur er bei jeder Farbe spürt und welche Frequenz er hört, wenn er die Farben anschaut, gibt Flotsch nach dreißig höchst komplizierten Angaben allein zur Farbe Rot schließlich genervt auf.

Futsch, der Gerüche und Geräusche im Zusammenspiel mit den Tages- und Jahreszeiten wahrnimmt, riecht auf Kotalaumona ganz besonders intensiv die Erde am Morgen, den Duft der lilafarbenen Rosenblüten am Abend, flirrenden Sternenstaub um Mitternacht und rote Äpfel mit Wurmstichen in der Sonne. Besonders gern schmeckt er klares, frisches Wasser, das es reichlich auf Kotalaumona gibt, und er liebt den Geschmack kühler Tautropfen, die morgens wie Tränen in den Blüten hängen. Oft liegt er wach und

lauscht dem Säuseln des Windes, der die Blätter im Kastanienbaum rascheln, rauschen und an besonders trockenen Tagen sogar geheimnisvoll knistern lässt. Ganz genau beschreibt Futsch seine Wahrnehmung, damit Professor Zweistein auch ja versteht, wie sich das Leben auf Kotalaumona anfühlt.

Roco hat eine hervorragende Nase für sensationelle Umstände aller Art und außergewöhnliche Ereignisse, und hier auf Kotalaumona hat er Gefahr ebenso gerochen wie Abenteuer und Panik und Freundschaft ebenso wie Geborgenheit und Glück. Das war's. Viel mehr nehmen seine Riechzellen einfach nicht wahr. Und seine Geschmacksknospen, die nie wirklich geöffnet und auf Empfang geschaltet sind, schmecken lediglich, dass das Leben auf Kotalaumona angenehm süß ist. Mit dem Hören hat Roco ebenfalls seine Probleme, weil er das Zuhören nicht wirklich gelernt hat. Und das richtige Hinschauen auch nicht. Wenn er sich umschaute auf diesem wunderbaren Planeten, dann sieht er zwar bunt, doch er hat keine erlernten Begriffe für die Farben, die er nur mit Worten wie „Gutelaunemacher“ für das knackige Grün der noch unreifen Äpfel am Baum, „Gänsehautzauber“ für das kalte Eisblau der blauen Alge oder „Seelenwärmer“ für das Rot der untergehenden Abendsonne umschreiben kann.

Koro weiß nicht so recht, wie er seine Eindrücke beschreiben könnte. Sein Kopf behauptet, dass Gangas Schuppen eindeutig mit Dunkelaquamarin zu bezeichnen sind, während sein Bauch für Nachtschattenblau plädiert. Und wie soll er die Gerüche beschreiben, die ihn umgeben? Oder einen Geschmack? Soll er sagen, dass ein süßer Nussquark nussigsüß schmeckt oder doch eher quarknussig? Und warum behauptet sein Kopf, dass die Blätter im Wind rascheln, während der Bauch sicher ist, dass sie eine geheimnisvolle Geschichte raunen, die so alt ist wie die Zeit?

Fokus findet, dass einfach alles auf Kotalaumona nach Freundschaft riecht und schmeckt, sich außerdem wunderbar freundschaftlich anhört und anfühlt, dass sie in ihm, auf ihm und um ihn herum ist, dass sie kuschelig ist, glücklich macht und unglaublich wohlfühlerisch wirkt.

Doch so schön diese Beschreibung auch ist und so sehr Fokus auch meint, was er sagt – Roco ist entrüstet: „Kotalaumona ist doch kein Freundschaftseintopf. Was für ein Quatsch! Ich kann Freundschaft nicht hören. Riechen und schmecken auch nicht.“

Und bald ist der größte Streit im Gange. Ein ewig alter Streit um die Wahrheit, ums Rechthaben und ums Besserwissen. Ganz schnell sitzt Fokus wieder hinter seinem

Strauch und spielt die beleidigte Leberwurst, und Ganga übersetzt nur noch völlig konfuses Zeug, das den Streit so richtig anheizt. Er dolmetscht, was nicht gesagt wurde und erst recht nicht gemeint war, er korrigiert sich und macht dadurch alles noch schlimmer, weil alle nicht mehr verstehen, worum es überhaupt geht, aber trotzdem behaupten, Recht zu haben.

Tja, das mit dem Rechthaben und der Wahrheit, das ist so eine Sache. Denn es gibt keine Wahrheit, die für alle gleich wahr ist. Jedenfalls behauptet das Philomena, die kopfschüttelnd gaaanz schnell auftaucht, um den Streit zu schlichten. Sie braucht ewig und muss mit Engelszungen reden, bis die Gemüter sich wieder beruhigt haben. Fokus verbringt sage und schreibe geschlagene drei Stunden hinter seinem Strauch, und Ganga hat sich die blaue Alge auf den Kopf gesetzt, damit er wieder klarer denken kann.

Die Phönixe und das Einhorn tangiert der Tumult wenig. Und weil sie stattdessen emsig arbeiten, steht das Haus der Freundschaft am Abend genau so, wie Roco sie gezeichnet hatte. Sogar das Dach ist mit Stroh gedeckt.

Als die Freunde schließlich ihre Zimmer beziehen, lachen und scherzen sie, als hätte es nie einen Streit gegeben. Selbst Fokus kommt wieder hinter seinem Strauch hervor. Roco ist als Erster mit der Einrichtung seines Zimmers fertig und macht sich daran, Holz für ein wärmendes Lagerfeuer aufzuschichten. Als er das letzte Scheit auf den Haufen gelegt hat und gerade nach Streichhölzern suchen will, werden seine Ohren plötzlich glühend heiß. Erstaunt schaut er sich um und sieht, was er schon lange mit Missfallen gerochen hat, aber nicht zuordnen konnte: den stinkenden Drachen, der wehmütig am Waldrand steht und ganz friedlich aussieht. Langsam nähert er sich dem Feuer, den Blick schuldbewusst nach unten gerichtet, die Ohren auf Halbmast, den Schwanz traurig hinter sich herziehend – ein Bild zum Erbarmen. Roco bringt es einfach nicht übers Herz, ihn fortzuschicken, und so darf der Drache unter der Bedingung bleiben, dass er sich mit dem alten Borstenbesen, der normalerweise zum Kehren des Schlafplatzes benutzt wird, und einer Mischung aus Pfefferminzsand und Quellwasser die Zähne putzt.

Die Freunde staunen nicht schlecht, als sie aus dem Haus treten und den Drachen am Feuer sitzen sehen. Roco wippt auf einem Ast des alten Kastanienbaums und erzählt mit großen Gesten die Geschichte von der Seiltänzerin, denn der Drache war gekommen, um noch einmal so herzhaft zu lachen wie am Tag ihrer ersten Begegnung.

Beide schauen erwartungsvoll in Ganga's Richtung.

„Na gut“, sagt der und stellt sich unter dem Baum in Position, um Roco im richtigen Moment aufzufangen, während der Drache mit großen Augen vor ihnen sitzt und noch mehr lacht als beim ersten Mal, denn er sieht, dass Ganga völlig verduzt dreinschaut. Der staunt nämlich nicht schlecht, als ihm nicht Roco, der immer noch auf dem Ast herumbalanciert, in die Arme fällt, sondern ein ihm völlig fremdes Wesen, das sich an ein Fernrohr klammert.

Ganga, den nichts so schnell aus der Fassung bringt, sieht aus wie ein großes blaues Fragezeichen – was den Drachen zu wahren Heiterkeitsstürmen nötigt. Er kugelt sich auf dem Rücken hin und her, hält sich den Bauch und strampelt vor Vergnügen mit den Beinen. Er lacht so laut, dass schließlich auch Jeanpierre am Haus der Freundschaft auftaucht. „O chers amis“, säuselt er, „ihr feiert ein Party merveilleux. C'est bon, vraiment. Isch bin mit von die Partie, wenn isch darf misch gesellen zu eusch.“

Die Freunde schauen sich ein bisschen ratlos an. Ja, gibt das hier ein Fest, oder was? Offensichtlich, denn auch Rambazottel erscheint nun auf der Bildfläche. Ein bisschen unsicher oder besser: ziemlich unsicher, denn er war noch nie auf einem Fest. Aber er lächelt gewinnend – und Philomena lächelt zurück. „Rambazottel, du alter Gauner“, knarzt sie, „mit dir habe ich noch ein altes Hühnchen zu rupfen.“

Doch es stellt sich heraus, dass sie das nicht muss. Rambazottel weiß genau, dass er seine Schulden – eine vor Jahren aus Philomenas Schuppen gestohlene Ladung Paradiesfässchen – auf Heller und Pfennig würde zurückzahlen müssen, wenn er heute Abend nicht allein im Wald herumstreunen will.

Er deutet hinter sich. „Das ist für dich“, sagt er zu Philomena, „auf Tropfen und Tröpfchen genau und mit Zinsen obendrein.“

Da steht doch tatsächlich ein randvoll mit Paradiesfässchen und Paradiesflaschen gefüllter Wagen, der nur darauf wartet, ausgeladen zu werden. Und riesige Paradiesvorräte, die nur darauf warten, ausgetrunken zu werden.

Sie reichen allemal auch für die soeben eingetroffene Königin nebst Gatten und Untertanen, für den strahlenden Rinaldo mit seiner ebenso strahlenden Adele und Miranda samt Hofstaat, für Malus, der sich hinter einem Baum herumdrückt und nicht ganz sicher ist, ob er willkommen ist bei diesem Fest, und für das Wesen, das immer noch in Ganga's Händen liegt und unwillig mit Händen und Füßen strampelt.

„Lass mich los, du Hornochse!“, sagt es zu Ganga, der ihn unschlüssig anstarrt. „Du kannst diesen Giftzwerg ruhig laufen lassen“, grinst Futsch, „das ist mein Ziehvater.“

In der Tat – er hatte heute am späten Morgen eine Einladung für heute Abend erhalten. Und er ist nicht der Einzige. Nach und nach trudeln Onkel Herbert und Mamo mit Koros restlicher Familie auf Kotalaumona ein, die Fokusse entsteigen bald darauf ein bisschen benommen ihren kleinen Raumschiffen, und Gangas Familie sorgt kurz darauf für eine mittlere Überschwemmung, als sie der Reihe nach ins Wasser platschen. Gut, dass das Haus der Freundschaft nicht direkt am Ufer des Sees steht.

Alle Gäste, die in der letzten Stunde aufgetaucht waren, hatten Einladungen zur Einweihungsfeier bekommen. Die Freunde schauen sich ratlos an: Wer hat die Karten wohl verschickt? Einer nach dem anderen schüttelt den Kopf und zieht die Schultern hoch – die typische Geste für: „Ich war's nicht.“

Aber wer war es dann? Jemand, der alles im Blick gehabt haben musste. Jemand, der endlich selbst den Mut hatte, nach Kotalaumona zu kommen, weil er nun felsenfest davon überzeugt ist, dass dieser wunderbare Planet tatsächlich existiert. Beweise gibt es schließlich genug. Jemand, der sein Traumfernrohr nun nicht mehr braucht und es an jemanden verschenken möchte, der nicht an Träume und erst recht nicht an Traumenergie glaubt – an einen jener Unglücklichen also, der das Herz einer Rose noch nie schlagen und noch nie einen Schmetterling niesen sah.

„Professor Zweistein“, sagen die Freunde wie aus einem Mund, als ein weißhaariger, weißbärtiger Mann vor ihnen steht, der ihnen auf Anhieb so vertraut ist, als würden sie ihn schon ihr Leben lang kennen. Ja, er ist es wirklich. Und er hat den Freunden etwas mitgebracht: ein goldenes Buch, das dafür gemacht ist, an jedem Morgen die Träume der vergangenen Nacht aufzuschreiben – oder auch: Rezepte von besonders leckeren Sachen, phänomenale Geräusche, sonderbare Worte, lustige Gänge, verrückte Wünsche, gute Witze, Anleitungen zum Glücklichein ...

Ach, es gibt noch viele andere Dinge, die man in das goldene Buch schreiben könnte. Doch das kann bis morgen warten.

Jetzt wird erst einmal gefeiert, bis sich die Balken biegen. Und weil Fantasiefiguren niemals sterben, leben sie noch heute. Hoffentlich auch in den Köpfen und Herzen vieler Kinder und vieler Erwachsener, denn dort gehören sie hin.